

Paulus in Athen

Acht biblische Betrachtungen
für sinnende Gemüter

von

Emil Quandt

Pastor der deutsch-evangelischen Gemeinde in Haag

Herausgegeben und verlegt von dem

Hauptverein für christliche Erbauungsschriften Berlin, 1870

Inhaltsverzeichnis

	Seite
<i>Vorwort</i>	3
<i>1. Wie Paulus in Athen einzog (Apostelgeschichte 17,16.17)</i>	5
<i>2. Paulus und die Philosophen (Apostelgeschichte 17,18)</i>	11
<i>3. Die Neugier eine Athenerkrankheit (Apostelgeschichte 17,19 – 21)</i>	19
<i>4. Götterfurcht und Gottesfurcht (Apostelgeschichte 17,22.23)</i>	26
<i>5. Gott unser Schöpfer und Herr (Apostelgeschichte 17,24.25)</i>	34
<i>6. Die Menschheit eine Familie (Apostelgeschichte 17,26 – 29)</i>	42
<i>7. Der Gottmensch (Apostelgeschichte 17,30.31)</i>	50
<i>8. Was Paulus mit seiner Predigt in Athen ausgerichtet hat (Apg. 17,32 – 34)</i>	58

Vorwort.

Wenn man zur Sommerszeit sich im grünen Wald ergeht, freundlich grüßt die Sonne durch das Laub, ein leiser Hauch des Windes bewegt die Wipfel und in den Zweigen flattern und singen die Vögel: dann ist es eine Lust zu sinnieren und zu lauschen und zu horchen, was sich der Wald erzählt. Es ist eine Lust, Acht zu geben auf den Wald im Großen und Ganzen, wie er die Ehre des Herrn erzählt und das Lob dessen, der ihn gemacht hat; es ist nicht minder eine Lust, vor einem einzelnen Baume des Waldes stehen zu bleiben und aufzumerken, wie der Baum in seiner Pracht dem Schöpfer mit Jauchzen frohlockt; es ist vielleicht die süßeste Lust, das einzelne Blatt eines einzelnen Baumes ins Auge zu fassen, denn auch so ein einziges kleines Blättlein weiß gar Großes zu sagen von Gottes Allmacht, Weisheit und Güte.

Die heiligen Schriften alten und neuen Testaments bilden auch so einen großen, grünen Gotteswald; und es gibt kaum eine seligere Lust auf dieser armen Erde, als in diesem Walde der beiden Testamente sich zu ergehen. Die einzelnen biblischen Bücher vom ersten Buch Mose an bis zum Buche der Offenbarung St. Johannis hin das sind die Zedern und die Eichen und die Tannen in diesem Walde, und die Bundesgnade des dreimal Einen Gottes das ist die goldene Sonne, die durch die Zweige scheint, und das Wehen und Rauschen des heiligen Geistes, das ist der wunderbar, wonnesame Windeshauch der die Wipfel bewegt, und was wie Vögel durch das schattige Laub flattert und singt, ja das mögen wohl Gottes heilige Engel sein mit ihren Geistesfittichen und mit ihren himmlischen Melodien. Und o! wie schön ist das, zu erlauschen, was dieser biblische Wald im Ganzen und Großen erzählt von der Liebe Gottes, dass er also die Welt geliebet hat, dass er seinen eingebornen Sohn gab, auf dass alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben. Aber es ist nicht minder schön, sich in ein einzelnes biblisches Buch zu versenken und zu sinnieren über der besonderen Ausprägung der allgemeinen Schriftwahrheit, wie sie der heilige Geist durch den Mund eines bestimmten Menschen Gottes verkündet. Noch schöner ist's vielleicht, über einem einzigen Blatt der Bibel die Hände zu falten und die Gedanken zu sammeln und das Herz zu stillen.

Es ist aber so ein einzelnes Bibelblatt noch tausendmal mehr wert, als das Blatt eines Baumes in einem gewöhnlichen Walde. Denn ein Baumesblatt muss bald verwelken, ein Bibelblatt dagegen ist immer grün und ewig frisch. Dazu ein Baumesblatt führt doch nur eine leise und mehr oder minder rätselhafte Sprache, ein Bibelblatt dagegen redet sehr laut und sehr verständlich, und das hat Gott ihm angetan: die Bibelblätter sind lauter lebendige Grüße Gottes vom Himmel.

Unter den Bäumen der Bibel ist nächst den vier Evangelien der ehrwürdigste die Apostelgeschichte, auch ein Evangelium, das Evangelium des heiligen Geistes. Es ist schon Jahr und Tag her, dass ich bei meinen Wanderungen durch den Wald der heiligen Schriften sinnend vor dem Baum der Apostelgeschichte stehend einen übermannenden Eindruck empfangen habe von demjenigen Blatte, auf dem die zweite Hälfte des siebzehnten Kapitels geschrieben steht. Oft, sehr oft habe ich seitdem in unvergesslichen Stunden dieses wunderbare Bibelblatt betrachtet und will es meines armen Teils meinem Gotte ewig danken, was er in und mit diesem Blatte mir an Heil und Segen, an Mahnung und Trost für mein persönliches Glaubensleben geschenkt hat. Wovon

nun aber das Herz voll ist, davon geht der Mund über, geteilte Freude ist doppelte Freude. Daher dies Büchlein.

Das Bibelblatt, auf dem die zweite Hälfte von Apostelgeschichte 17 geschrieben steht, enthält den Bericht, den Lukas uns gibt von dem Aufenthalt des Apostels Paulus in Athen und insbesondere von der Predigt, die Paulus in der griechischen Weltstadt auf dem Areopag gehalten hat, von der apostolischen Bergpredigt. Wir denken diesem Berichte Vers für Vers nach, indem wir erwägen:

1. Wie Paulus in Athen einzieht.
2. Paulus und die Philosophen.
3. Die Neugier eine Athenerkrankheit.
4. Götterfurcht und Gottesfurcht.
5. Gott unser Schöpfer und Herr.
6. Die Menschheit eine Familie.
7. Der Gottmensch.
8. Was hat Paulus mit seiner Predigt in Athen ausgerichtet?

Wohl dem Menschenkinde, das seine Lust hat am Worte des Herrn und sinnet darüber für und für. Gelobt sei unser Gott, dass er seine Kinder seine Rechte lehrt durch sein heiliges Wort. Dies Wort ist köstlicher als Gold und viel feines Gold, es ist süßer als Honig und Honigseim. Selig ist, der da liest; selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren. Der Herr lasse uns seine Gnade widerfahren, dass uns sein Wort erquicke.

Amen

I.

Wie Paulus in Athen einzieht.

Apostelgeschichte 17,16.17

Da aber Paulus ihrer zu Athen wartete, ergrimmete sein Geist in ihm, da er sahe die Stadt so gar abgöttisch. Und er redete zwar zu den Juden und Gottesfürchtigen in der Schule, auch auf dem Markt alle Tage zu denen, die sich herzufanden.

Komm herüber und hilf uns!" so hatte durch den Mund des Mannes aus Mazedonien Griechenland und Europa hilf flehend zu Paulus, dem großen Sendboten des Sohnes Gottes, gesprochen. Wäre Paulus noch Saulus gewesen, der er weiland war, ohne Glauben an den Nazarener und ohne Erkenntnis des kündlich großen Geheimnisses der Offenbarung Gottes im Fleisch, so hätte er auf jenen Hilferuf nimmer geachtet. Aber weil er kein Saulus mehr war, sondern ein Paulus, ein gedemütigter, bekehrter Mensch; weil er Vergebung der Sünden empfangen hatte im Glauben an Jesum Christum und die Kräfte des heiligen Geistes; weil er von dem Tage von Damaskus an sein Leben ganz in des Heilands Dienst gestellt hatte und nichts mehr wusste und nichts mehr wissen wollte, als Jesum allein, den Gekreuzigten und Auferstandenen: darum durchzog er Land und Meer für seinen Herrn, darum kam er herüber nach Griechenland zu helfen im Namen dessen, der Griechenlands, der Europa's, der der ganzen Menschheit einige Hilfe ist, darum kam er auch nach Athen. So arm und unscheinbar er äußerlich in die griechische Weltstadt einzog, ein jüdischer Fremdling, seines Handwerks ein Teppichmacher, so reich und glänzend war seine inwendige Gestalt, denn er zog ein als ein Mann voll Glaubens. Er zog ein als ein Bürger des Himmelreichs, als ein Herold des Königs der Könige und darum als ein Mann vom allerhöchsten Adel. Christen sind ein göttlich Volk, aus dem Geist des Herrn gezeuget, ihm gebeuget und von seiner Flammen Pracht angefacht.

Paulus stand mit seinem Glauben einsam in Athen. Seine Reisegenossen, Timotheus und Silas, sollten erst nachkommen, und er wartete ihrer mit großer Sehnsucht. Er befand sich ganz allein mitten in der großen Heidenstadt, unter vielen Tausenden von Ungläubigen er allein ein an den Heiland Gläubiger, unter der wogenden Menge der Knechte der Sünde er allein ein Kind der Gnade. In diesem seinem einsamen Glauben erinnert Paulus zu Athen an jene einsamen Glaubenshelden der grauen Vorzeit, an Henoch, Noah, Abraham, die wie einzelstehende Gottessäulen hervorragen aus einer verderbensvollen, der Anbetung des Staubes anheimgefallnen Masse. Tausendmal leichter als jene einsamen Streiter des Herrn haben wir Spätgeborenen es im Leben des Glaubens. Denn so groß auch immer der Abfall und die Untreue in unsern Tagen sind, so erfreuen wir uns doch trotz alledem immer noch einer großen Gemeinschaft der Kinder Gottes, die mit uns denselben teuren Glauben empfangen haben und ihre Knie ebenso wenig wie wir beugen vor den Götzen der Zeit. Aber je freudreicher und tröstlicher die Gemeinschaft der Gläubigen ist, in welcher wir durch die Güte Gottes leben, desto werter sollen wir jene

frommen Gestalten alter Zeiten halten, die als einsame Pilger Gottes wüste Wege gehen mussten. Will es aber jemals auch um uns selber einsam werden, und will uns je und wann ein wehmütiges Gefühl übermannen, wenn wir, wenigstens in unsern nächsten Umgebungen vielleicht, allein da stehn mit unsern teuersten Überzeugungen, mit unserm Gebundensein an Jesum Christum; dann gilt es, unsern schwachen Glauben aufzurichten an dem starken Glauben wie eines Abraham, so eines Paulus und zu bedenken, dass einsame Gläubigkeit unter der besonderen Obhut des Herrn und seines rauschenden Geleites, der heiligen Engel, steht. Allein und doch nicht ganz alleine bin ich in meiner Einsamkeit; denn wenn ich ganz verlassen scheine, vertreibt mein Jesus selbst die Zeit. Ich bin bei Ihm und Er bei mir, so kommt mir nichts mehr einsam für!

Paulus nun, wie er so einsamen Glaubens, getrennt von seinen evangelischen Genossen, nur mit seinem Gott und Heiland allein in der großen Griechenstadt sich befindet, wandert hindurch durch die Straßen und sieht sich die Stadt an. Er befand sich aber in einer Stadt, in der gar viel zu sehen war; „in Athen ist Griechenland“ pflegte man zu sagen, und Griechenland war das gefeierte Land der klassischen Kunst und Wissenschaft. Marmorschlösser sah Paulus da und Marmorbilder eines an dem andern, an denen die hervorragendsten Künstler ihre höchsten Künste bewiesen hatten, um ihre Götter und sich selber zu verherrlichen. Athen, die Stadt der Göttin Pallas Athene, war selbst wie eine Göttin unter den Städten, und noch hundert Jahre nach Paulus schreibt von ihr der berühmte Heide Lucian, der sonst sehr schwer in Staunen geriet: „Als ich zuerst nach Athen kam, staunte ich und war entzückt im Beschaun aller Herrlichkeit der Stadt.“ Aber wenn zwei dasselbe sehn, so sehn sie doch nicht immer dasselbe. Anders sieht ein Lucian, anders ein Paulus, anders sieht ein Heide die Dinge an und anders ein Christ. Der Unglaube hat stumpfe Augen, die nicht durch den Schein dringen, der Glaube aber hat scharfe Augen, die durch den Schein der Oberfläche hindurch in den Grund der Dinge sehn. Als blinden Glauben pflegt die Welt den christlichen Glauben zu schelten, aber Schelten ist noch kein Beweisen. Die Blindheit ist vielmehr auf Seiten der Welt, Finsternis decket das Erdreich und Dunkel die Völker. Der Glaube hingegen schärft das Gesicht und gibt „Augen, die was taugen.“ Lucian sah in Athen nur Schönheit, weil er ein blinder Heide war; Paulus aber, weil er durch den Glauben an Jesum Christum scharfe Augen hatte, sah, dass die schöne Stadt so gar abgöttisch war. Er sah sie an alle diese Meisterwerke menschlicher Kunst und sah zugleich die ihnen zu Grunde liegenden und in ihnen verkörperten heidnischen Gedanken. Die schönen Bilder, ach sie waren Götterbilder; die Marmortempel, ach es waren Göztempel; die kunstgeschmückte Stadt, ach es war eine götzendienerische Stadt. In der athenischen Kunst prägte sich die Sünde wider den lebendigen Gott aus. Lucian, der verblendete Heide, sah in Athen nichts als die herrliche Kunst; Paulus, der erleuchtete Christ, sah schärfer, er sah hinter den Schleier, den die Kunst so anmutig gewebt, in den wesenhaften Grund hinein, und dieser Grund war das Gemeine, die Sünde, die Schuld.

❶ Mit einem Glauben, der scharfe Augen hat, wanderte der Mann von Tarsus durch die Gassen der griechischen Stadt. Mit demselben scharf sehenden Glauben wandern noch heute, die da gläubig sind im Geist und in der Wahrheit, durch die bunte Welt. Was das gegenwärtige Geschlecht an diesem Jahrhundert preist, wahrlich der Glaube sieht das auch, sieht den Fortschritt, auf allen Gebieten des natürlichen Lebens, sieht die Wunder der Industrie, sieht die Popularisierung der Bücherbildung, sieht die wachsende Überwältigung von Raum und Zeit durch Dampf und Draht. Aber der Glaube sieht noch mehr. Mit seinem geschärften Gesichte entdeckt er hinter dem auswärtigen Fortschritt einen furchtbaren inneren Rückschritt, einen immer sich steigernden Abfall von

dem lebendigen Gott und seinen heiligen zehn Geboten, eine immer allgemeinere Abwendung von dem Haupt voll Blut und Wunden, eine immer gähnendere Leere und Friedelosigkeit in Hütten und Palästen. Wahrhaftig in Hütten und Palästen. Wenn vor hundert Jahren der Zweifel an der Gottheit und damit an der Wahrhaftigkeit Jesu Christi noch ein winziger Schneeball war, mit dem man sich auf dem Glatteis der höheren Gesellschaft belustigte, so ist im Laufe der letzten hundert Jahre dieser Schneeball zur Lawine angewachsen, die drohend dicht über dem gesamten europäischen Kulturleben schwebt. Wenn vor hundert Jahren der Spott über den Nazarener nur in voltairischen, französisch redenden Zirkeln der Residenzen sich kundgab, so kann man es heutzutage die Bauern entlegener Dörfer in derber Mundart bespötteln hören, was ihnen der gläubige Pfarrer von dem heiligen Christ predigt, dein Licht und Heil der Welt. Die Luciane dieser Zeit, trunken von der Herrlichkeit des modernen Geschlechts, erwarten über kurz oder lang den Anbruch einer goldenen Ära von allgemeiner Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit – arme Träumer, verblendete Gesellen! Jedes gläubige Kind sieht richtiger; denn es weiß, dass die Sünde ein für allemal der Leute Verderben ist, und dass wie dem einzelnen Menschen, so auch der ganzen Menschheit es nichts hilft, so sie die ganze Welt gewinnt und nimmt doch Schaden an ihrer Seele. Eine blühende, duftende Rose, so nennen schmeichelnd und geschmeichelt dieser Zeit Poeten diese Zeit; der Glaube sieht die Rose auch, aber er sieht auch ihre Dornen, und er sieht noch mehr; er sieht die Rose, die ihrem Gärtner sich entzieht, sich verbluten in ihren eignen Dornen. So sah der Glaube einst Athen, so sieht der Glaube jetzt unsre Zeit an; denn der Glaube hat erleuchtete Sinne und scharfe Augen.

② Paulus aber wanderte durch die Gassen der abgöttischen Stadt nicht nur mit scharfsichtigem Glauben, sondern auch mit einer Liebe voll flammender Gefühle. Glaube ohne Liebe stand ja keinem weniger an, als Paulo. Wohl mögen wir ihn mit Recht den großen Apostel des Glaubens nennen. Denn so gewaltig und so siegreich als er hat keiner seiner Mitapostel es bezeugt, dass der Mensch allein gerecht wird durch den Glauben, allein zum Frieden kommt durch den Glauben, allein die Überwinderkrone erlangt durch den Glauben. Aber dabei dürfen und sollen wir doch nie vergessen, dass dieser größte Prediger des Glaubens auch das neutestamentliche Hohelied der Liebe gesungen hat: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle; und wenn ich weissagen könnte und wüsste alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, also dass ich Berge versetzte und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts!“ Der Wandel Pauli aber bezeugte dasselbe, was sein Wort bezeugte; sein Wandel war der Blitz zum Donner seines Wortes; man konnte und kann sich nicht nur nach seinen Worten, sondern auch nach seinen Taten richten. Daher gleichwie er beides ohne Unterlass predigte, den Glauben und die Liebe, so hat er in der Kraft des Herrn, die in seiner Schwachheit mächtig war, auch beides gelebt, den Glauben und die Liebe. Die Reise nach Athen war ebenso sehr eine Liebesreise, als sie eine Glaubensreise war. Im Gehorsam des Glaubens war er, der geborne Jude, zu den Griechen gezogen, das Reich Jesu Christi zu mehren; aber nicht minder hatte ihn die Liebe bis nach Attika geführt, die Liebe zu dem Heilande, der sein Leben zur Erlösung für viele dahin gegeben, die Liebe zu den Heiden, deren glänzendes Elend nur geheilt werden konnte durch das Wort vom Kreuz. Athen hat prächtigere Boten innerhalb seiner Mauern gesehn, als diesen schlichten Kreuzesboten; aber von allen Sendboten, die die Fürsten und Gewaltigen dieser Erde je nach Athen sandten, hat keiner ein solches Herz voll Liebe mitgebracht, als dieser Sendbote des dorngekrönten Kreuzesfürsten.

③ Weil Paulus mit einem Herzen voll Liebe in Athen einzog, darum ergrimmete sein Geist in ihm, als er die Stadt so gar abgöttisch sah. Das deutsche Wort ergrimmen trifft es nicht ganz, was das Wort des Urtextes meint; heilige Entrüstung, ein Gemisch von Zorn und Wehmut, ist im Grundtext angedeutet. Weil der Apostel seinen Heiland liebte, so erfasste ihn beim Anblick der von Götzenbildern strotzenden Stadt feuriger Zorn gegen die Mächte der Finsternis, denen die Athener verfallen waren und die ihre verfinsternde Gewalt all' den schönen Schöpfungen der Kunst ausgeprägt hatten. Weil er die armen, umnachteten Heiden liebte, so erfüllte ihn bitteres Weh um den Jammer der wissensstolzen und doch so unwissenden Menge, herzliches Mitleid mit dein vergoldeten Elend des Heidentums. Dieses Gemisch von Zorn und Wehmut, wer es nicht fassen kann, lasse es sich von jeder Mutter erklären, die unter ihren Kindern einen verlorne Sohn beklagt; sie zürnt ihm, weil sie ihn liebt; und weil sie ihn liebt, bemitleidet sie ihn auch. Ja diese Mischung von Zorn und Wehmut leuchtet uns aus den Flammen der Liebe des ewigen Gottes selber entgegen; wie zürnend ruft Gott dem abgefallnen Volke seiner Wahl zu: „Wohlan, ich will euch zeigen, was ich meinem Weinberge tun will; seine Wand soll weggenommen werden, dass er verwüstet werde, und sein Zaun soll zerrissen werden, dass er zertreten werde;“ und wie wehmütig ruft er demselben Volke zu: „Was habe ich dir getan, mein Volk, und womit habe ich dich beleidigt? Das sage mir!“ Jede tiefe Liebe ist eine Liebe mit flammenden Gefühlen. Eine Liebe, die nicht zürnen, eine Liebe, die nicht trauern kann, ist nur eine gemalte, keine wirkliche Liebe. In der Brust des Apostels wogten Tropfen von dem tiefen Meere der göttlichen Liebe, denn wie sein Gott, so ist der Mensch.

④ Ach, dass die Gläubigen dieser Tage, die sich des Glaubens Pauli rühmen, dem großen Heidenapostel nicht nur im Glauben nacheiferten, sondern auch in der Liebe! Scharfblick ohne Liebe macht immer den Eindruck eisiger Kälte; und da der Glaube scharfe Augen und geübte Sinne zum Unterschied des Guten und Bösen gibt, so ist es unleugbar, dass diejenige Gläubigkeit, der die Liebe fehlt, eine höchst unangenehme, abstoßende Erscheinung ist. Das nenne man doch um Gotteswillen nicht christlich und noch obendrein apostolisch, wenn man in unsrer Zeit des allgemeiner werdenden Abfalls die Gläubigen in kleine, konventikalhafte Gemeinlein einschließt, in denen man sich auf das tausendjährige Reich präpariert, und außerhalb dieser Gemeinlein sterben lässt, was sterben will. Nein, eine solche vornehme, abgeschlossene, zugeknöpfte, gegen das Elend der großen Menge gleichgültige Gläubigkeit ist gar nicht christlich und sehr unapostolisch. Liebe, Liebe, flammende Liebe tut unserm Glauben Not, wenn es apostolischer, wenn es biblischer, wenn es wahrhaft christlicher Glaube sein soll. Liebe, flammende Liebe tut uns Not, die, beim Anblick all' des glaubenslosen Jammers dieser Zeit in allen Ständen, von heiligem Zorn übermannt wird gegen den Fürsten dieser Welt, den Vater der Lüge, der unsre Zeitgenossen zu Tausenden und Hunderttausenden in goldnen, silbernen und eisernen Ketten hinter sich her zerrt; flammende Liebe, die noch männlichen Grimmes fähig ist gegen die feilen Federn, die für dreißig Silberlinge alles in den Schmutz ziehn, die Majestäten des Himmels und die Majestäten der Erde. Liebe, flammende Liebe tut uns Not, die das tiefe Weh nicht los wird über die tausend und abertausend Wunden, aus denen dies Geschlecht blutet, dies Geschlecht, das Telegraphenlinien zwischen Land und Land, zwischen Erdteil und Erdteil zieht, und die Gebetslinien zwischen Erde und Himmel eine nach der andern zerschneidet; flammende Liebe, die ein herzliches Mitleid hegt mit jedem armen Menschen unsrer Zeit, der ohne Glauben und darum ohne Frieden, der ohne Frieden und darum ohne Freude ist. O man kann von Paulus in Athen viel, sehr viel lernen; möchten diejenigen, die mit Paulo dafür halten, dass der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke allein durch den Glauben, doch auch Liebe von ihm lernen,

zürnende Liebe, mitleidige Liebe, gläubige Liebe mit flammenden Gefühlen! Komm, heiliger Geist, erfülle die Herzen Deiner Gläubigen und entzünd' in ihnen das Feuer Deiner göttlichen Liebe!

⑤ Voll Glaubens und voll Liebe ist Paulus in Athen eingezogen und endlich auch voll Hoffnung, einer Hoffnung mit beredten Lippen. Oder wenn ihm Athen, das abgöttische Athen hoffnungslos verloren schien, warum kehrte er denn der Stadt nicht den Rücken, nachdem er sie durchwandert hatte? Warum blieb er; warum ging er in die jüdische Synagoge, dort mit den Juden zu reden und mit den Gottesfürchtigen, das ist mit denjenigen heidnischen Athenern, die sich zur Synagoge hielten? Warum bediente er sich der Freiheit, die ihm die atheniensische Sitte gab, auf dem Markte religiöse und philosophische Gespräche zu führen, zum Zeugnis von Christo unter freiem Himmel? Das alles tat er doch nur eben darum, weil die Hoffnung in ihm lebendig war, dass der Stern der Götter Griechenlands erbleichen würde vor der Sonne des Sohnes Gottes, dass dem großen Welteroberer Jesus Christus auch in Athen die Herzen erobert, die Geister gewonnen werden könnten. Diese Hoffnung des Apostels auf den Sieg des Evangeliums auch in der abendländischen Welt war freilich keine siegestrunkene, die ihn zu vorschnellem Eifer und fleischlichem Ungestüm hingerissen hätte; Paulus hat nichts gemein mit rohen Bilderstürmern, die die Äxte nehmen, um die Götzenbilder und Götzenaltäre zusammenzuschlagen. Vielmehr war die Hoffnung Pauli mit der nüchternen evangelischen Erkenntnis verschwistert, dass die christliche Mission, sei sie äußere, sei sie innere, immer bei dem Allerinnerlichsten anheben muss, dass die Götzen draußen auf dem Markt von selber fallen, wenn erst die Götzen drinnen im Herzen gefallen sind, und dass die Götzen drinnen im Herzen nicht durch Axthiebe und Hammerschläge fallen, sondern allein durch das Wort der Wahrheit, durch die Predigt des Evangeliums, wie Gott selber sagt: Ist mein Wort nicht wie ein Feuer und wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt? Darum gab dem Apostel die Hoffnung, die er in sich trug, beredte Lippen; er suchte sich die Leute auf, wo sie ihm stille hielten und bekämpfte die Lüge und ihren Jammer dadurch, dass er die Wahrheit und ihren Segen predigte. So hat er's überall gemacht, wohin er auch immer kam auf seinen vielen Missionsreisen; überall kam er mit der Hoffnung hin, ihrer etliche selig zu machen, und überall tat er, um zu erreichen, was er hoffte, nichts anderes, als dass er predigte, in einfachen Worten predigte Jesum Christum, den Gekreuzigten und Auferstandenen.

Ebenso wenig wie Paulus in der göttervollen Griechenstadt auch nur einen Augenblick die Hoffnung auf den Sieg der Wahrheit in Christo Jesu aufgab, ebenso wenig dürfen wir diese Hoffnung aufgeben in unsern Tagen. So viel heutzutage auch verloren ist, ganz verloren, hoffnungslos verloren ist doch nur das, was bereits im vollendeten Unglauben gestorben und begraben ist. Alles, was noch lebt in dieser Zeit, lebt in der Gnadenzeit, kann noch herumgeholt, kann noch gerettet werden, so lange es heute heißt. Dieses Jahrhundert kann noch gläubiger und friedvoller schließen, als es angefangen hat; es kann noch aus den Wehen dieser Zeit eine Periode leichtfertiger Umkehr zu dem Gotte unsrer Väter und seinem in Christo dargebotenen Heil geboren werden. Es kann auch anders kommen und wird und muss anders kommen; wenn die Menschen nicht abzubringen sind von den löchrigen Brunnen, die sie sich selber gehauen haben und die doch kein Wasser geben, wenn sie nicht hinzubekommen sind zu der lebendigen Quelle Gottes und seines Wortes. Aber die Liebe hoffet alles; die Liebe der Gläubigen lässt sich von keinem Schwarzseher die Hoffnung rauben, dass der Herr auch unter dem Geschlechte dieser Tage noch ein großes Volk habe und noch manchen Starken sich zum Raube gewinnen werde. Wertlos freilich bliebe diese unsre Hoffnung, wenn wir träge und

müßig blieben, wertlos auch dann – wenn sie uns in eine falsche Tätigkeit triebe. Es ist ja wahr, es kann nur besser werden in der Welt durch den ewig guten Gott im Himmel; aber was dieser Gott wirkt in der Welt, will er durch seine Knechte wirken. Gott hat in Athen durch sein auserwähltes Rüstzeug Paulus gewirkt, er will in unsrer Zeit für unsre Zeit durch alle diejenigen wirken, die er aus der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht berufen hat. Aber dass doch nur die Gläubigen nicht wännen, durch Waffen fleischlicher Ritterschaft die Bollwerke des bösen Feindes zerstören zu können! Blinder Eifer schadet nur, so lehrt ein gemeines Sprichwort; auf keinem Gebiete bewährt sich dies Schriftwort schmerzlicher, als auf geistlichem Grund und Boden. Stecket eure Schwerter in die Scheide; Christi Reich ist nicht von dieser Welt, so dürfen seine Diener auch nicht mit Schwertern darob kämpfen. Nur durch geistliche Waffen können wir die Anschläge der Widersacher des Himmelreichs verstören, nur durch sie können wir alle Vernunft gefangen nehmen unter den Gehorsam Christi. Paulus hatte in Athen keine andern Waffen, als seine beredten Lippen; auch wir dürfen den Kampf gegen die Mächte des Unglaubens und des Aberglaubens in unsern Tagen nicht anders aufnehmen, als mit der Waffe des Wortes der Wahrheit. Das Wort vom Kreuz gilt es wieder und immer wieder zu bezeugen, in diesem Wort vom Kreuz liegt die Rettung unseres Geschlechts. Es gibt nur ein einziges Universalmittel für alle Schäden aller Menschen; dies Mittel ist das Evangelium. So kommt es darauf an, dass alle, die durch das Wort genesen sind, allen, die nicht glauben, noch nicht glauben oder nicht mehr glauben, das Wort des Evangeliums zu verkündigen als die Salbe, die alle Wunden heilt, als das Brot des Lebens, das allen Hunger stillt.

Wer Pauli Glauben und Pauli Liebe teilt, muss auch seine Hoffnung teilen, und wer seine Hoffnung teilt, muss auch seinen Teil der Saat auf Hoffnung übernehmen. Und wer in unsrer Zeit mitsäen will auf Hoffnung, dass der Sünden und Seufzer auf Erden weniger werden, dass in der Welt Güte und Treue einander begegnen und Gerechtigkeit und Friede sich küssen: der helfe, jeder an seinem Teil und in seinen Kreisen, dass auf unsern Kanzeln das Evangelium gepredigt werde und nur das Evangelium, dass in den Schulen das Wort von Sünde und Gnade das Regiment führe und das Regiment behalte, dass jedes Haus seine Bibel habe und jedes Krankenbette den Trost gläubiger Seelsorger. Wer mithelfen will eine bessere Zeit heraufzuführen, er räume sich selbst der Gnade ein, um eine Posaune der Gnade für andre sein zu können, er strecke jedem irrenden Bruder freundlich seine Hand entgegen und sage ihm, was Paulus den Athenern sagte, dass Jesus Christus gestorben ist um unsrer Sünden willen und auferstanden zu unsrer Gerechtigkeit. Dies Wort von Christo behält für alle Zeiten die alte Macht; es soll auch in unsrer Zeit nicht leer zurückkommen, sondern tun, das Gott gefällt, und soll ihm gelingen, dazu es der Herr gesandt hat.

Wie Paulus in Athen einzog und durch Athen hinwanderte, Gott gebe, dass wir gleich also durch die Welt ziehn, mit einem Glauben, der scharfe Augen hat, mit einer Liebe, die flammende Gefühle hat, mit einer Hoffnung, die beredte Lippen hat.

Amen

II.

Paulus und die Philosophen.

Apostelgeschichte 17,18

Etliche aber der Epikurer und Stoiker Philosophen zankten mit ihm. Und etliche sprachen: Was will dieser Lotterbube sagen? Etliche aber: Es siehet, als wollte er neue Götter verkündigen. Das machte, er hatte das Evangelium von Jesu und von der Auferstehung ihnen verkündigt.

Bildung und Christentum, wie sie sich zu einander verhalten, ob sie sich ausschließen oder ob sie sich fordern, ob eine Vereinigung beider möglich sei ohne Beschädigung des einen oder des andern, und wem die Zukunft gehöre, einer Bildung ohne Christentum oder einem Christentum ohne Bildung oder aber einem gebildeten Christentum und einer christlichen Bildung – das sind Fragen, an denen sich schon früherhin große und kleine Geister zerarbeitet haben, die aber in unsern Tagen dadurch eine außergewöhnliche Tragweite erlangt haben, dass auch die allerkleinsten Geister auf Bildung Anspruch erheben und fast jedermann, der einmal eine Schule besucht hat, sich in diesen Fragen für urteilsberechtigt und urteilsfähig hält. Das Urteil aber, das die große Menge derer die sich dermalen gebildet nennen, in diesen großen Fragen der Menschheit abgibt, ist für das Christentum so ungünstig als möglich; man schreibt und ruft in die Welt hinein, dass das Christentum sich überlebt habe, dass es zum mindesten in seiner alten Gestalt, in der es der Glaube der Väter war, die fortgeschrittene Menschheit nicht mehr befriedige, dass die Wunder und die Wunden eines Gottmenschen für jeden gebildeten Menschen unsrer Tage ein vollständig überwundener Standpunkt seien, dass die Bildung frei mache in des Wortes verwegenster Bedeutung, frei auch vom Wunderglauben, vom Kirchenglauben, vom Bibelglauben. Es könnte Einem ja wohl fast bange werden für das arme Christentum, wenn man all' diese stolze Reden von sich selbst genügender Bildung hört und all' dies Achselzucken über Bethlehem und Golgatha wahrnimmt. Indessen wenn man diesen Menschen, die so stolz den Stab brechen über die Religion des Kreuzes, in ihre Häuser nachgeht; wenn man da ihre Zweifel hört, mit denen sie an ihren eignen Zweifeln zweifeln; wenn man sie beobachtet im Schmerz des Lebens, wie ungeheuer ratlos und trostlos sie da sind, wenn man an ihren Sterbebetten gesessen hat und hat sie lamentieren hören unter dem grollenden Donnerrollen einiger Gerichte: dann sagt man sich, dies Geschlecht, das des Christentums spottet und die Bildung vergöttert, ist krank, krank und unglücklich, unglücklich und elend; da kann sein Urteil über Bildung und Christentum nicht maßgebend sein, wo die Rechnung mit einem schauderhaften Bankrott schließt, da muss in der Rechnung ein ungeheurer Fehler sein!

Bildung und Christentum, ob sie gegen einander kämpfen oder für einander eintreten müssen, darüber hat nicht Volkes Stimme, sondern allein Gottes Stimme die zutreffende Entscheidung. Man mag dagegen sagen, was man will, es wird bei den alten Sätzen immer sein Bewenden haben: Irren ist menschlich, und der liebe Herrgott hat

immer Recht! Nie wird das Geschöpf klüger werden, als sein Schöpfer, sondern je weiter sich das Geschöpf von seinem allweisen und allwissenden Schöpfer entfernt, in desto größere Torheiten wird es fallen. Aus Gottes Wort heraus müssen wir uns die rechte Antwort holen wie auf alle Fragen, so auch auf die Frage nach dem Verhältnis von Bildung und Christentum; Gott macht mit seinem Wort uns weiser, als unsre Feinde sind; denn es ist ewiglich unser Schatz.

Bildung und Christentum, in Athen stoßen sie aufeinander. Paulus, der Herold des Evangeliums, in Athen eingezogen mit einem Glauben scharfer Augen, mit einer Liebe flammender Gefühle, mit einer Hoffnung beredter Lippen, gerät in einen Zank – das eigentliche Wort klingt viel milder und meint nur eine Besprechung – mit den Philosophen Athens, den Tonangebern der damaligen klassischen Bildung. Zum ersten Mal im neuen Testamente berühren sich Apg. 17 in großartiger Weise der Glaube an Jesum Christum und eine christuslose Bildung. Wenn sich nun schon fast zwei Jahrtausende hindurch diese Berührung unter den verschiedensten Lagen und Verhältnissen wiederholt hat, so sind doch die Berührungspunkte immer dieselben geblieben; daher werden wir uns vollständig hinsichtlich des Urteils Gottes und seines Wortes über Bildung und Christentum orientieren können, wenn wir darauf Acht geben, wie Paulus in Athen sich zu den Philosophen stellt.

❶ Es ist zunächst zu bemerken, dass Paulus die Philosophen weder fürchtet noch verachtet. Er, der jüdische Fremdling, auf dem Markte der griechischen Weltstadt mit allerlei Leuten im Gespräch über die Liebe Gottes in Jesu Christo, sieht sich plötzlich von Philosophen der epikureischen und stoischen Schule angedredet; es waren das Männer, die aus der Weisheit Profession machten, in Disputationen erfahrene und gewiegte Gelehrte; wie, wird der Apostel, ein Mann hebräischen Stammes, der zum ersten Mal in Athen ist, den Männern des Denkens und der Wissenschaft gegenüber nicht kleinlaut werden und den Rückzug antreten? Nein, er bleibt; er steht, wie er den Ungelehrten Rede gestanden, so auch den Gelehrten Rede; er erzählt ruhig weiter, was er von seinem Jesus weiß. Paulus fürchtet die Philosophen nicht, das ist klar. Wer Pauli Glauben hat, den Glauben, dass Christus Jesus in die Welt gekommen ist, die Sünder selig zu machen, der braucht sich bei Ablegung des Zeugnisses von seinem Glauben ebenso wenig zu fürchten vor der Weisheit dieser Welt, auch wenn sie auf das glänzendste vertreten wird. Ehre, dem Ehre gebührt; wir lassen der Weltweisheit alle ihre Lorbeerkränze, die sie innerhalb der Schranken ihres Gebietes erntet. Aber das Gebiet der Religion hat keine Schranken, auf ihm gibt es weder Zünfte, noch Kasten. Wo es sich um die Dinge des ewigen Heils und des ewigen Verlustes handelt, da steht nicht Köhlerglaube gegen Wissenschaft und nicht Wissenschaft gegen Köhlerglaube, sondern da ist der Philosoph ein Mann mit einer unsterblichen Seele und der Köhler eben auch ein Mann mit einer unsterblichen Seele. Auf dem Gebiete der Religion steht einfach Mann gegen Mann; und der eine Mann hat so gut eine Ewigkeit zu gewinnen oder zu verlieren, als der andre Mann; hier wiegt der Philosophenmantel ebenso schwer und ebenso leicht, als der Köhlerkittel. Paulus fürchtet die Philosophen nicht; und wer Pauli Glauben hat, fürchtet sie auch nicht; unverzagt und ohne Grauen soll der Christ, wo er ist, stets sich lassen schauen. Aber Paulus verachtet die Philosophen nicht. Weder hier bei seinem ersten Zusammentreffen mit den Philosophen, noch in der ganzen Rede, die er nachher auf dem Areopag hält, sagt er irgend ein Wort des Tadels, geschweige des Hohnes gegen die Philosophie als solche, gegen Wissenschaft und Bildung. Er weist die gelehrten griechischen Herren, als sie sich ihm nähern, nicht in geistlicher Vornehmheit ab, er spricht nicht: „Gelehrte Leute, verkehrte Leute, Gott hat den Unmündigen und

Armen seine Offenbarungen bestimmt, darum will ich mit den Klugen und Weisen nichts zu schaffen haben.“ So spricht der Mann von Tarsus nicht, und so konnte er gar nicht sprechen. Denn er war selbst ein Weiser, ein Freund der griechischen Bildung, wohl bewundert in den griechischen Poeten, die er öfters zitiert. Paulus verachtet die Weltweisen nicht, und wer Pauli Glauben teilt, soll sie auch nicht verachten. Es gibt ja eine gewisse raue Einfalt des Glaubens, die nicht frei ist von einem Anfluge hochmütigen Herniedersehens auf Bildung, Kunst und Wissenschaft; sie ist nicht paulinisch, nicht schriftgemäß. Ein Christentum, das die Bildung verachtet, leidet ebenso sehr an einem bedenklichen Herzfehler, als eine Bildung, die das Christentum verachtet.

② Wenn Paulus die Philosophen weder fürchtet, noch Verachten so hält er andererseits sie des Evangeliums sowohl für bedürftig, als für würdig. Bedürftig des Evangeliums erscheinen sie ihm, die Epikuräer so gut, als die Stoiker. Paulus weiß keine menschliche Gelehrtenschule, keine Theorie, kein Philosophem kann der Menschenseele den Frieden geben; er weiß, dass auch die größten Philosophen arme Sünder sind und dass für philosophische Sünder so gut, als für unphilosophische kein Heil ist, außer in dem Einen Jesus Christus. Es ist hier kein Unterschied, so lauten Pauli eigne Worte Röm. 3,23.24, sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den sie an Gott haben sollten und werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade durch die Erlösung, so durch Jesum Christum geschehen ist. Diesen Jesus, den Gekreuzigten und Auferstandenen, predigt er den atheniensischen Gelehrten als den, an den sie glauben müssen, wenn sie nicht verloren gehn, sondern das einige Leben ererben wollen. Bedürftig des Evangeliums ist auch heute noch wie ehemals jeder Meister und jeder Jünger der Kunst und Wissenschaft so gut, wie der ärmste, ungebildetste Mann im Lande. Denn so wenig wie die antike Wissenschaft, so wenig wäscht die moderne Wissenschaft einem Menschen die Sünde ab, in welcher er empfangen und geboren ist, in welcher er gedacht, geredet und gehandelt hat. Kein Klang von goldenen Leiern übertäubt den dumpfen tiefen Seufzer der Menschenbrust: Erlöse uns vom Übel; kein Funke des feurigsten Verstandes brennt uns das Schuldbewusstsein weg; keine menschliche Entdeckung vermag den Pfad zu entdecken, auf dem ein Adamskind in Gottes Vaterhaus gelangt. So vieles und Großes die Bildung ihren Inhabern auch immer schenkt, den Himmel kann sie ihnen doch nicht schenken; den schenkt nur Jesus Christus, der vom Himmel gekommen ist und auf Erden in seinem eigenen Blute die ewige Erlösung vollbracht hat und wieder in den Himmel gegangen ist, um seinen Erlösten die Stätte zu bereiten. Jesus Christus – ihn kann keiner entbehren, ohne ihn wird niemand glücklich. Ja, man kann ohne ihn sehr geistreich sein, sehr liebenswürdig und sogar sehr lustig; aber glücklich, in tiefster Seele glücklich kann ein Mensch ohne ihn nimmer sein; denn alle Kreatur ängstet nur, und das tiefe Weh des Geistes stillt nur Einer, nur der Sohn Gottes, der in dies Weh herniederstieg, um als der zweite Adam wieder gut zu machen, was der erste Adam schlecht gemacht hatte.

Bedürftig des Evangeliums erscheinen dem Apostel, dem Christen die Philosophen, aber auch desselben würdig. Würdig? das scheint doch eines Fragezeichens zu bedürfen. Ist denn überhaupt ein Mensch würdig der gnadenvollen Botschaft von dem Heil in Christo? Haben wir nicht alle von wegen unsrer Sünden Gottes Zorn verdient? Ist es nicht pure göttliche Güte und Barmherzigkeit, dass es überhaupt auf Erden so etwas wie ein Evangelium gibt? Ja gewiss, dass soll ja unbestritten sein, einen rechtlichen Anspruch hat keiner auf das Evangelium, und wenn wir selber in unsern Kirchen und Kapellen, Schulen und Häusern das süße Vorrecht genießen, die Predigt und Gottes Wort zu hören, so hat das keiner von uns verdient, sondern Erbarmung ist es und weiter nichts. Aber eben dies

ewige Erbarmen, das allen Sündern die Früchte des Todes Christi gönnt, macht doch, was die Verkündigung des Evangeliums betrifft, einen Unterschied zwischen Sündern und Sündern; derselbe allerheiligste Mund, der gesagt hat: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur,“ derselbe Mund hat auch gesagt: „Ihr sollt das Heiligtum nicht den Hunden geben, und eure Perlen sollt ihr nicht vor die Säue werfen, auf dass sie dieselbigen nicht zertreten mit ihren Füßen und sich wenden und euch zerreißen.“ Es ist ja klar, dass der Herr in diesem letzten Worte eine bestimmte Klasse von Leuten für unwürdig erklärt, das Evangelium zu hören. Aber wahrlich nicht die Weisen und Gebildeten meint der Herr mit den Tieren, vor die man die Pretiosen der evangelischen Wahrheit nicht hinwerfen soll, sondern ruchlose Verstockte. Nicht als solche aber sieht Paulus die Philosophen Athens an, vielmehr indem er die Perlen des Evangeliums vor ihnen ausbreiten erklärt er sie damit tatsächlich für würdig, das Evangelium zu hören. Es ist das sehr beachtenswert in Tagen, wie die unsrigen sind, in welchen, dem Herrn sei Dank, die lebendigen Glieder der Kirche allerlei ordentliche und außerordentliche Mittel in Bewegung setzen, um den Armen das Evangelium zu predigen; es soll ja das schön und gut sein, nur dass man doch um Gottes willen über den Armen nicht die Reichen gar vergesse, die Geldreichen, die Ahnenreichen, die Geistreichen! Ach in manchem vornehmen und gebildeten Hause ist das Elend viel größer, als in der ärmsten Tagelöhnerhütte; und doch ist auch für die Reichen und Gebildeten das Blut Jesu Christi geflossen, und auch an sie hat er gedacht, als er gesprochen: Es ist vollbracht! Ein ganzes großes Feld der inneren Mission liegt noch ziemlich brach: – wer lockt die verirrtten Söhne und Töchter höherer Stände wieder in die Kirche, wer hat den Mut, auch der glaubenslosen gnädigen Frau Aug' in Auge zu sagen: Auch Sie sind eine arme, arme Sünderin; aber Jesus nimmt die Sünder an!?

Wie Paulus sich zu den Philosophen Athens stellt, das ist die normale Stellung des Christentums zur Bildung überhaupt. Das Christentum trägt Magdsgestalt auf Erden und geht im schlichten Kleid einher, die Weisheit dieser Welt dagegen schreitet wie eine Fürstin daher in prächtigen Gewändern: dennoch das Christentum fürchtet die Bildung nicht. Das Christentum ist himmlischen Ursprungs, ein Funken und Flämmlein von göttlicher Flamme, die oben Jerusalem freundlich gesäugt; die Weltweisheit ist ein Kind dieser Erde und oft ein ungezogenes Kind: dennoch das Christentum verachtet die Bildung nicht. Das Christentum erkennt alle Vorzüge und Herrlichkeiten der Bildung an; dennoch hält es dieselbe für des Evangeliums bedürftig. Das Christentum breitet sich am liebsten und schnellsten unter den Armen und Einfältigen aus, dennoch hält es auch die Klugen und Weisen für würdig des Evangeliums. Wollte Gott, dass diese schriftgemäße Stellung des Christentums zur Bildung immer mehr die Stellung jedes einzelnen Christen würde, der seinen Heiland liebt, so würde unter Gottes Segen Gottes Reich allezeit sich mehren auch unter denen, die die Bildung lieben und Christum noch nicht kennen.

☉ Wie die Philosophen Athens sich zu Paulo stellen, darf in unsrer Betrachtung nicht übergangen werden. Wir bemerken da zuerst, dass sie sich mit Paulus in eine Unterredung einlassen. „Etliche aber der Epikurer und Stoiker Philosophen zankten, wörtlicher übersetzt: unterredeten sich mit ihm.“ Es zieht also das Christentum, sowie es in Athen eintritt und auftritt, die Aufmerksamkeit der Philosophie auf sich; die Weisen dieser Welt fühlen sich sofort veranlasst, sich ihre Gedanken über das Christentum zu machen und sich mit demselben auseinanderzusetzen. Sie unterreden sich mit Paulus zunächst in freundlicher Weise, aber Dr. Luther hat ja mit seinem deutenden deutschen Worte: „sie zankten sich mit ihm“ insofern ganz Recht, als die

Unterredung, zwar nicht von Seiten Pauli, wohl aber von Seiten der Philosophen einen sehr unfreundlichen Ausgang nimmt. Jene Unterredung nun zwischen Bildung und Christentum, die auf dem Markte von Athen begann, hat sich auf dem Markte der Welt und der Weltgeschichte ununterbrochen fortgesetzt durch alle Jahrhunderte bis auf diesen Tag. Seitdem der Schall des Evangeliums zu ihr gedrungen ist, kann die Bildung das Christentum nicht mehr ignorieren, wenn sie sich nicht selber aufgeben will; jeder gebildete Mensch, will er den Anspruch auf Bildung nicht bloß erheben, sondern auch betätigen, muss sich mit den großen weltgeschichtlichen Tatsachen von Bethlehem und Golgatha in irgend einer Weise auseinandersetzen. Die große, wunderbare, erhabene Gestalt, die Jesus Christus heißt, schreitet so feierlich, so majestätisch durch alle Zeiten und Lande, dass auch der viel beschäftigste Gelehrte auf der einsamsten Studierkammer sich seine Gedanken machen muss über diese Gestalt, er will oder will nicht. Man erzählt vom südamerikanischen Adler, dem Condor, dass das Rauschen seiner Flügel sich wie fernes Donnerrollen weithin vernehmbar mache; das Rauschen der Fittiche Immanuels macht sich über den ganzen Erdkreis vernehmbar; und, wenn es zur Bildung gehört, sich zum mindesten über alle großen Erscheinungen ein Urteil zu bilden, so kann die wahre Bildung doch nicht vorübergehn an der allergrößten Erscheinung, deren die Erde gewürdigt ist, an der Erscheinung Immanuels. Wann und wo nun aber immer die weltgeschichtliche Unterredung zwischen der Bildung und dem Christentum stattfindet, sie gestaltet sich zu allen Zeiten und allerwärts in Ähnlichkeit des Gesprächs zwischen den Philosophen und dem Apostel in Athen, sie ist bald eine freundliche, bald auch eine unfreundliche, geradezu ein Zank. Unfreundlich war sie die drei ersten christlichen Jahrhunderte hindurch; die viel gerühmte klassische Bildung war nichts weniger als human, sie war intolerant durch und durch, sie hat die Christenverfolgungen nicht minder geschürt, als die Dekrete der heidnischen Cäsaren und als das Wahngeschrei des heidnischen Pöbels und seiner Priester, die sich gegenseitig ohne Lachen nicht ansehen konnten. Dann aber ist das ganze Mittelalter hindurch ein ganzes tausendjähriges Reich friedlichen Zusammengehens zwischen Bildung und Christentum gefolgt; ja das Christentum machte die Bildung zu seinem Adoptivkinde und lehrte die Völker die Bildung, es pflegte mit mütterlicher Liebe in rauen und rohen Zeiten Kunst und Wissenschaft, und diese ließen sich gerne pflegen. Es ist das anders geworden in diesen letzten Zeiten. Seit dreihundert Jahren hat sich wieder je länger je mehr eine unfreundliche Stellung der Weltweisheit zum Christentum herausgestellt. Einer der tonangebendsten Geister zur Zeit unserer Großväter, das große „Weltkind“ Goethe, dichtete aus vielen Seelen heraus und für viele Seelen den hochmütigen Vers: „Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, hat auch Religion; wer jene beiden nicht besitzt, der habe Religion.“ Und zur selben Zeit konnte ein Schleiermacher in seinen Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern sagen: „Schon von Alters her ist der Glaube nicht jedermanns Ding gewesen; und immer haben nur wenige die Religion erkannt, indes Millionen auf mancherlei Art mit den Umhüllungen gaukelten, welche sie lächelnd sich gefallen lässt. Aber zumal jetzt ist das Leben der gebildeten Menschen ferne von allem, was ihr auch nur ähnlich wäre. Ja ich weiß, dass ihr ebenso wenig in heiliger Stille die Gottheit verehrt, als ihr die, verlassen Tempel besucht.“ Heutzutage aber haben wir noch mehr, als Gleichgültigkeit der Gebildeten gegen das Christentum; wir haben jetzt den offenen, ausgesprochenen Zank. Als Peter der Große von Russland die evangelische Stadt Naran an den Grenzen von Ingermannland erobert hatte, da forderte er die Bewohner auf, sie sollten ihm anzeigen, welche öffentlichen Gebäude in der Stadt sie für sich zu behalten bäten. Sie beriethen sich unter einander und erbaten sich das Komödienhaus und einige ähnliche. Da erwiderte der Zar erzürnt: „Ihr Hunde, nicht einmal an eure Kirche denkt ihr,

sie von mir euch zu erbitten; gut, so soll sie euch genommen werden.“ Sofort ward sie von den russischen Popen in Besitz genommen und ist auch darin geblieben; jene aber haben dann statt der alten Kirche einen notdürftigen Kasten für sich gebaut. So gleichgültig waren die Honoratioren damals gegen das Christentum. Heutzutage aber sind sie mehr als gleichgültig, sind sie feindlich. In einer der größten deutschen Städte wird der Schmerzensschrei der Gläubigen nach Kirchen Jahr für Jahr verhöhnt, man behauptet kein Geld für Kirchen zu haben, während man es für Turnhallen und Lusthaine und des etwas im Überfluss hat. Und dennoch, Gott sei Dank, es ist doch auch in der Gegenwart, wie in dem Lutherschen Text, nur etliche der Gebildeten zanken mit dem apostolischen Christentum, etliche, nicht alle. Ja, es ist besser in der Gegenwart, als dazumal in Athen. Es gibt trotz alles Abfalls, trotz aller Christusfeindschaft doch heutzutage in allen Landen Hochgebildete, Sterne am Gelehrtenhimmel, die offen bekennen: Der Grund, da wir uns gründen, ist Christus und sein Blut; das machet, dass wir finden das ew'ge, wahre Gut. So wahr es ist und so wahr es bleiben wird, dass nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle dem Rufe Christi folgen, so folgen demselben doch immer etliche, zum Zeichen und Zeugnis, dass der Widerwille der Gebildeten unter den Verächtern Christi nicht in der Bildung, sondern ganz wo anders seine Wurzeln hat.

④ Doch wir kehren im Geist nach Athen zurück, die Stellung ins Auge fassend, die die Philosophen Athens gegen Paulus einnehmen. Wir bemerken da weiter, dass ein Teil derselben den Apostel verspottet, der andre Teil aber ein ganz verkehrtes Urteil über ihn fällt. Was will dieser Lotterbube sagen? mit diesem schnöden Witzwort wenden sich die Einen von der Verkündigung Jesu und der Auferstehung ab, Sie vermehren durch ihren Witz die wunderliche Sammlung von Beinamen, die die Welt dem lieben Apostel Paulus gegeben hat. Die blinden Heiden von Lystra hielten ihn für den Götterboten Mercurius, und ähnlich sprachen die einfältigen Maltheser, er wäre ein Gott; dieselben Insulaner hatten kurz zuvor geurteilt: „Dieser Mensch muss ein Mörder sein;“ und jener römische Hauptmann zu Jerusalem hielt ihn gar für einen Räuberhauptmann, der viertausend Meuchelmörder in seinem Gefolge habe. Der nach oben hin so höfisch-höfliche Redner Tertullus schalt ihn einen Aufrührer, und der kaiserliche Gouverneur von Palästina, Portius Festus, nannte ihn einen Rasenden. Die Athener nun nennen ihn einen Lotterbuben. Und doch war Paulus weder ein olympischer Gott, noch ein Mörder, weder ein Räuber, noch ein Aufrührer, weder ein Rasender, noch ein Lotterbube; und die ihn so oder so nannten, sie kannten ihn gar nicht. Aber das ist immer die Weise der Welt so gewesen, die Jünger des Heilandes mit allerlei Schreck- und Spottnamen zu bezeichnen, und das Wörterbuch der Welt weist auch heute noch eine reiche Kollektion verkehrter Namen auf, mit denen sie die Christen brandmarkt und der Verdächtigung und dem Spotte preisgibt. Der Name „Lotterbube,“ den man in Athen dem Apostel gab, heißt eigentlich „Saatkrähe;“ man bezeichnete damit einen aufgeblasenen, leeren Schwätzer. Es steht nicht da, dass die gelehrten Herren Athens den Zeugen Christi zu widerlegen versucht hätten, nein, statt zu widerlegen, witzeln sie und schimpfen sie. Von Bildung ist das nun wahrlich kein Beweis; aber ist's nicht heutzutage ebenso? Wie viele, die auf ihre Bildung pochen, haben, wo ihnen der heilige Ernst des Christentums gegenübertritt, nur ein spöttisches Lächeln, ein schlechtes Witzwort, eine wohlfeile höhnende Redensart bei der Hand. Aber solcher Spott über das Heilige ist denn doch wahrlich keine Bildung mehr, sondern ziemlich handgreiflicher Mangel an Bildung. Nun jener andre Teil der Philosophen Athens machte sich mit der Spöttei nicht gemein. „Es siehet,“ so sprechen diese Andern, „als wollte er neue (ganz genau: fremde) Götter einführen.“ So urteilen sie mit ernsthafter Miene, aber sie urteilen verkehrt. Neue Götter? – Nein, nicht neue Götter, sondern den alten Gott verkündigt Paulus, den alten

Gott, der Himmel und Erde und auch die Athener gemacht, den alten Gott, der eher gewesen, als die olympischen Gottheiten erdacht wurden, den alten Gott, der das aller älteste Eigentumsrecht auch auf die atheniensischen Philosophen hatte. Fremde Götter? – Nein, nicht fremde Götter verkündigte Paulus, sondern den einzigen Gott, der überall einheimisch ist, denn alles Land ist sein, den einzigen Gott, der ihnen nur deswegen fremd schien, weil sie sich selber ihm entfremdet hatten dadurch, dass sie seine Herrlichkeit in Bilder gleich dem vergänglichen Menschen verwandelt hatten. Aber auch heute noch ist das die Redensart und Denkungsart vieler Gebildeten, dass sie die Predigt von dem Heil im Sohne Gottes abweisen als eine neue und fremde Lehre, als ein neumodisches Christentum, als ein morgenländisches Lehrgebäude, für welches das Abendland keinen festen Boden habe. Woher denn nun aber das verkehrte Urteil der Philosophen Athens über Paulus? Woher ihr Spott? Woher dieser unbefriedigende Ausgang ihres Gespräches mit dem Apostel?

☉ Sie waren Philosophen, ja; aber wir haben erkannt, dass mancher Philosoph den Glauben an Jesum Christum angenommen und bekannt hat, und Athen selbst hatte einst unter seinen Philosophen einen Sokrates und einen Plato gehabt, die nicht ferne waren vom Reiche Gottes. Nicht daran also, dass sie Philosophen waren, konnte ihr Unglaube liegen, sondern daran lag er, dass sie über ihrem Philosophieren in Wissensstolz geraten waren. Jeder Stand und jede Lebenslage haben ihre besonderen Versuchungen und Gefahren; Bildung und Wissenschaft sind der Gefahr am leichtesten ausgesetzt, den Verstand auf Kosten des Herzens zu erheben und ihn auch in denjenigen Angelegenheiten zum Richter zu machen, in denen allein das Herz das Wort zu führen hat. Am Wissen nicht, sondern am Wissensdünkel liegt es, wo und wenn die Bildung sich spröde und schnöde gegen das Christentum benimmt; an der Bildung nicht, sondern an der Einbildung hat der Unglaube seine Mutter! Es hatte aber freilich die unfreundliche Haltung der Philosophen Athens noch andre Gründe.

➤ Epikuräer waren die Einen, und die epikuräische Philosophie war die Philosophie der Lust; die Rosen zu pflücken, ehe sie verblühen, das war ihrer Weisheit tiefster Sinn, ihre ganze Lebensanschauung lief auf das alte Lied hinaus: Lasset uns essen und trinken und fröhlich sein, denn morgen sind wir tot. Zu dieser Art zu denken und zu leben will denn freilich das Evangelium durchaus nicht passen, das die Sünde Sünde nennt und die Hölle Hölle. So kann es uns auch von den Epikuräern unserer Tage nicht Wunder nehmen, wenn sie die Gläubigen brandmarken als Menschen von erloschener Genussfähigkeit, die das Leben verleumden und die Herrlichkeit dieser Welt verleiden wollen; nur verdecke man denn doch auch nicht mehr den Unglauben mit der Bildung, die Bildung hat damit nichts zu tun; es liegt an der Genusssucht, an der Welttrunkenheit, dass viele Gebildete Christum nicht ihren Herrn nennen wollen.

➤ Stoiker waren die Andern, die Paulum in Athen abwiesen, Stoiker, d. h. Anhänger Zenos, die das höchste Gut in die Tugend setzten und als griechische Pharisäer sich vor den Leuten mit dem Mantel der Tugend brüsteten. Solche selbstseligen Leute brauchen ja denn auch keinen Heiland; was fragt man nach einem Arzte, wenn man wähnt, durch und durch gesund zu sein? Auch die tugendstolzen Leute dieser Tage verspüren keinen Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit, die in Christo Jesu ist; nicht ihre große Wissenschaft ist's, die ihnen den Glauben verleidet, sondern ihre große Hoffart.

Nicht die Bildung also ist es, die gegen das Christentum ankämpft, sondern unter dem Deckmantel der Bildung der Wissensdünkel, die Genusssucht, der geistliche Hochmut. Nicht gegen die Bildung also hat das Christentum zu kämpfen, um die Gebildeten zu

gewinnen, sondern gegen die Einbildung, die den Verstand vergöttert, die das Leben als eine Art kurzen Götterschmauses ansieht, die die Sünde leugnet. Bildung und Christentum können wunderschön zusammengehen; Paulus selbst, der hochgebildete Apostel, ist ja ein glänzender Beweis dafür. Einbildung und Christentum aber passen nun und nimmermehr für einander, dafür sind die Philosophen Athens ein trauriger Beweis. Einbildung ist ein verhängnisvolles Übel, Bildung ist ein schätzenswertes Gut, aber was uns selig macht, ist das Christentum, der Glaube an Jesum Christum.

Amen

III.

Die Neugier eine Athenerkrankheit.

Apostelgeschichte 17,19 – 21

Sie nahmen ihn aber und führten ihn auf den Richtplatz und sprachen: Können wir auch erfahren, was das für eine neue Lehre sei, die du lehrest? Denn du bringest etwas Neues vor unsere Ohren; so wollten wir gerne wissen, was das sei. Die Athener aber alle, auch die Ausländer und Gäste, waren gerichtet auf nichts Anderes, denn etwas Neues zu sagen oder zu hören.

Wie ein Passionsabschnitt führt sich dieser unser dritter Abschnitt aus Apostelgeschichte 17 ein. „Sie nahmen ihn aber und führten ihn auf den Richtplatz“ – diese Eingangsworte klingen, als stammten sie aus einem jener ergreifenden evangelischen Berichte, die von der via dolorosa, von der Marterstraße unsers Heilands, handeln. In der Tat bei einem der vier Evangelisten wird uns fast mit denselben Worten, wie wir sie hier lesen, die Wegführung des Herrn nach Golgatha geschildert; Johannes schreibt: „Sie nahmen aber Jesum und führten ihn hin“ – wohin? nach Golgatha, nach dem Richtplatz. An unsrer Stelle aber ist nicht von dem großen Meister, der für uns zu sterben geht, die Rede, sondern von jenem auserwählten Jünger des Meisters, der in seinem Namen und für seinen Namen in die weite Welt hinausgezogen ist, nichts wissend und nichts verkündigend, als Christum den Gekreuzigten. Paulus ist es, „den sie nahmen und führten ihn auf den Richtplatz.“ Auch ihn hat man ja später, am Ende seiner apostolischen Laufbahn auf den Richtplatz geführt, dass er sterbe; aber das ist in Rom gewesen: da ist der Jünger, der vom Tage von Damaskus an im ganzen Leben seinem erhabenen Herrn und Meister nachgefolgt war, ihm auch im Sterben nachgefolgt und hat durch seinen Märtyrertod die Wahrheit und Lauterkeit seines apostolischen Lebens besiegelt. Aber das Blatt, welches Pauli Hinführung zum Tode in Rom berichtet, fehlt in der Bibel. Dasjenige Bibelblatt, dem unsre Betrachtungen gelten, zeigt uns nicht den sterbenden Paulus in Rom, sondern den lebendigen und lebensvollen Paulus in Athen. Die Athener hatten auch ihre Zeit des Fanatismus und der engherzigsten Intoleranz gehabt; einer ihrer eignen Philosophen, Sokrates, war in jener Zeit ihrem blinden Eifer zum Opfer gefallen; sie hatten ihn, indem sie ihm denselben Vorwurf machten, den sie dem Apostel Paulus machten, nämlich dass er neue Götter einführe, zum Tode verurteilt und ihn den Schierlingsbecher trinken lassen. Aber so grausam waren die Athener schon lange nicht mehr; sie dachten nicht daran, den jüdischen Fremdling, der ihnen das Evangelium von Jesu und von der Auferstehung verkündigte, zu kreuzigen; o nein, sie führten ihn zwar nach dem Richtplatz – so hat Dr. Luther das griechische Wort Areopag übersetzt, welches buchstäblich „Hügel des Gottes Mars“ heißt, – aber nur deswegen, um auf dem großen, freien Platze bequemer hören zu können, was es eigentlich mit der neuen Lehre dieses fremden, beredten Mannes auf sich habe.

Eine Art von Passion war ja denn allerdings für Paulus auch diese Wegführung zum Marshügel in Athen, Nachdem er für seine freimütige evangelische Unterredung von den stolzen Philosophen Athens teils offenen Spott, teils ein schnödes und verkehrtes Urteil hat erleiden müssen, muss er es jetzt leiden, dass die während des Gesprächs angewachsene Volksmenge, Philosophen und Nichtphilosophen, begierig nach einem Ohrenschaus, ihn mit sich fortreißt und mit ihm nach dem Richtplatz eilt. Wahrlich es ist keine beneidenswerte Lage für einen ernsten Mann, geschweige für einen Prediger des Evangeliums, wenn er mitten unter eine leichtfertige, flatterhafte Volksmenge gerät, die mehr Lust zu einer Komödie, als zu einem Gottesdienst verrät, und sich schmeichelt, von dem geistlichen Manne eine Zeit lang angenehm unterhalten zu werden. Gewiss es hat den lieben Apostel Überwindung gekostet, sich von der aufgeregten Volksmasse den Hügel hinaufzuführen zu lassen. So selig es ist, die Kanzel zu besteigen, um heilsbegierigen Brüdern und Schwestern das Wort des Lebens zu predigen, so drückend ist es, wenn man sich vor der Predigt sagen muss, dass auf den Hörerbänken nur satter Dünkel und eitle Neugierde sitzt; dem Schmerze gläubiger Gemeinden über ungläubige Prediger hält der Schmerz gläubiger Prediger über ungläubige Gemeinden die Waage. In solchem Predigerschmerz haben wir uns den Apostel zum Richtplatz gehend zu denken, schweigend und in sich gesenkt; der Bericht der Apostelgeschichte besagt nur, dass Paulus zum Richtplatz geführt wurde, nicht aber dass er während der Hinführung irgendetwas gesprochen habe.

❶ Je weniger uns aber Lukas bei Gelegenheit der Hinführung von Paulus erzählt, desto mehr erzählt er uns von den Athenern, was sie geredet und welche Gesinnung und Lebensrichtung sie kund gegeben haben. Die Athener werden uns nach ihrer ganzen Eigentümlichkeit anschaulich vor die Augen gemalt; und wir erkennen, dass noch größer, als ihr Philosophendünkel – ihre Neugierde war. Auf den neugierigen Athenern bleibe denn diesmal unser betrachtendes Auge ruhn. Gäbe es keine neugierigen Athener mehr in der Welt, dann könnten wir uns ja freilich eine solche Betrachtung sparen; aber ach Athen ist immer noch da und manchem näher, als er's meint. Darum ist es keine historische Studie, sondern ein Griff in die lebendige Schrift und in die lebendige Gegenwart, wenn wir die Neugier, eine Athenerkrankheit, ins Auge fassen.

Es ist die Krankheit der Neugier nach dem Zeugnis der heiligen Schriften nicht zuerst in Athen, sondern zuerst schon – im Paradiese aufgetreten; denn bei dem Sündenfall Evas und Adams war wahrhaftig nicht bloß der Hochmut, sondern auch die Neugier geschäftig. Das Weib wollte durchaus wissen, wie die Frucht jenes Baumes schmeckte, der zwar verboten, aber doch so ungemein lieblich anzuschauen war. Im neuen Testamente finden wir die Neugier sonst noch ausdrücklich bei Herodes erwähnt; er war ein abergläubischer Weltmann, aber er brannte vor Begierde, den viel besprochenen Rabbi von Nazareth kennen zu lernen und Wunder von ihm zu schauen; darum betrübte er die Seele des Gerechten mit allerlei neugierigen und vorwitzigen Fragen; der Herr gab ihm keine Antwort. Was nun aber bei Eva und Herodes mehr nur als eine Einzelheit geschildert wird, das bezeichnet Lukas uns an den Athenern als einen Charakterzug. Die Athener fordern den Apostel deswegen halb höflich, halb spitzig zu einer Rede auf dem Richtplatze auf; sie fragen deswegen: „Können wir auch erfahren, was das für eine neue Lehre sei, die du lehrest?“ sie machen deswegen den Zusatz: „denn etwas Neues bringst du vor unsre Ohren, so wollen wir gerne wissen, was das sei!“ weil sie überhaupt auf nichts Anderes gerichtet sind, denn etwas Neues zu sagen oder zu hören, weil ihre ganze Lebensrichtung eine Richtung auf das Neue und Immerneueste ist. Ob das wahr, ob das überhaupt wissenschaftlich war, was ihnen in die Ohren schallte, das war den Athenern

mehr oder minder gleichgültig; das Neue als Neues hatte um seiner Neuheit willen für sie unwiderstehlichen Reiz. Daher die sonderbare Erscheinung, dass, obwohl Paulus für die Einen ein Lotterbube, für die Andern ein verächtlicher Verkündiger fremder Götter war, dennoch alle es unterhaltend fanden, die religiösen Vorstellungen dieses jüdischen Sonderlings näher kennen zu lernen; sie erwarteten eine Ergötzung der Ohren von ihm, und diese mochten und wollten sie sich nicht entgehen lassen. Wahrlich, wie es eine Augenlust gibt, so gibt es auch eine Ohrenlust, und diese Ohrenlust war die Krankheit der Athener. Wie die Bibel davon erzählt, so auch griechische und römische Schriftsteller. Der berühmte patriotische Redner Demosthenes macht seinen Landsleuten in starken Ausdrücken die Pflege der Neuigkeiten zum Vorwurf; und der Römer Seneca schreibt, dass die Flatterhaftigkeit und Unbeständigkeit der Athener zu seinen Zeiten sprichwörtlich geworden war.

Nun die Neugier ist ja seitdem von andern Patrioten oft genug andern Landsleuten zum Vorwurf gemacht worden; Gregor von Nyssa z. B. warf sie zu seiner Zeit den Byzantinern vor mit ausdrücklichem Hinweis auf Apostelgeschichte 17; und die Neugier der Kinder ist in allen Landen sprichwörtlich. Aber wahrlich bei uns zu Lande und zu unsrer Zeit ist die Neugier nichts weniger, als eine bloße Kinderkrankheit; es ist vielmehr das ganze zeitgenössische Geschlecht bis zu den Greisen hin in einem bedenklichen Grade von dieser Krankheit affiziert. Hat es wohl je so viel Zeitungsmenschen, so viel rinnende Gläser gegeben, als heutzutage? Was gibt's Neues? diese Frage ist von allen brennenden Fragen unsrer Fragentage für die Meisten die allerbrennendste. An jedem neuen Tage will man etwas Neues hören, etwas Neues sehen, etwas Neues genießen; es ist ein Flattern und Blättern und Schwärmen von dem Einen zum Andern; nur nach Neuem geht die Nachfrage, und das Neuere ist immer der Feind des Neuen und das Neueste der Feind des Neueren. Die Hauptplätze der Neugierhascherei sind ohne Widerrede unsre großen Städte; und manche Residenzstadt, die sich gerne ein Athen nennen lässt wegen ihrer Kunstschatze und Wissenschaftspflege, ist mit viel größerem Rechte noch ein Athen zu nennen um des Geistes der Flatterhaftigkeit und der Neugier willen, der in ihr herrscht. In unsern großen Städten vornehmlich hat die leichte Lebensrichtung ihre Sitze, welcher ein neues Märchen lieber ist, als eine alte Wahrheit, und die das Leben so ansieht, als wäre es zum Genießen und zum Verplaudern gegeben.

Es wird uns von der Athenerkrankheit ausdrücklich bemerkt, dass sie ansteckend sei, indem uns gesagt wird, dass nicht bloß alle Athener, sondern auch die Ausländer und Gäste in Athen zu nichts Anderem Zeit und Neigung hatten, als immer etwas Neueres zu vernehmen. Von dieser Ansteckungskraft der Neugier können wir in unsrer Zeit und namentlich wieder in den großen Städten Beweise über Beweise sehn! Wenn irgendwer gegen die Neugier gewappnet sein sollte, dann müssten es die Gläubigen sein, die von sich selber ja behaupten, dass sie die Torheit der Weltlust verachten; allein auch sie sind heutzutage, namentlich in großen Städten, angesteckt von der allgemeinen Neugier, und fast immer ist ihnen der der liebste Prediger, der der neueste ist. Es gibt eine große Stadt, in welcher an die hundert gläubige Prediger das Evangelium verkündigen, wer von ihnen aber hat die vollsten Kirchen? In der Regel diejenigen, die die neuesten sind; und da man dort furchtbar rasch lebt, so hält die Neuheit dort kaum einige Jahre vor, und nach fünf, sechs Jahren verlieren die nun nicht mehr neuen Prediger ihren Zulauf, und alles strömt dahin, wo die allerneuesten Prediger zu hören sind. Die Anwendung auf andre Städte braucht nicht erst von uns gemacht zu werden, sie macht sich von selbst.

② Die Neugier Athens ist eine sehr ansteckende Krankheit. Sie ist aber auch eine komplizierte Krankheit. Wo sie auftritt, tritt immer mit ihr zugleich oder bald nach ihr eine zweite Krankheit auf, nämlich die Redseligkeit, das Schwatzen. Die Athener, so lesen wir aus unserm Bibelblatt, waren auf nichts Anderes gerichtet, denn etwas Neues zu sagen oder zu hören. Sie verbanden also mit der Ohrenlust noch die Lippenlust, die Lust, andere nach Möglichkeit mit Neuigkeiten angenehm zu unterhalten. Und wie in Athen, so ist es überall, wo die Neugier das Regiment führt; ebenso angelegentlich wie man sich selber die Tagesneuigkeiten vorplaudern lässt, plaudert man selber allerlei Neuigkeiten den Andern vor, dass nur ja das Gespräch nicht stocke; hat der Eine eine Neuigkeit erzählt, so fühlt der Andre sich sofort gedrungen, mit einer andern Neuigkeit sich dankbar zu beweisen; und wer die aller neueste Neuigkeit vorzutragen weiß, trägt den Preis des angenehmen Gesellschafters davon, und wäre diese neuste Neuigkeit auch eine noch so unbedeutende Richtigkeit. „Eure Rede sei allezeit lieblich und mit Salz gewürzt,“ mahnt der Apostel; „eure Rede bringe allezeit Neuigkeiten vor, je mehr Neues sie bringt, desto pikanter ist sie,“ so lehrt die Welt. Dass die nach dieser Lehre der Welt geformte atheniensische Visitenplauderei eine entsetzlich leere und hohle ist, das auszusprechen, erlaubt man höchstens dem Prediger auf der Kanzel, den man anhört und von dem man dann sofort als neueste Neuigkeit im Konversationstone erzählt, dass er ein rigoroser Mann ist. Doch wenn es noch bei der Leerheit und Hohlheit nur bliebe und nicht noch die Lüge als drittes Krankheitssymptom sich einstellte! Ach die Neugier, diese Athenerkrankheit, ist nicht nur eine weitverbreitete, nicht nur eine ansteckende, sondern auch eine sehr komplizierte Krankheit.

③ Wie gefährlich sie ist, kann keiner verkennen, der die Schrift und das Leben kennt; sie ist gefährlich als Irrtum, noch gefährlicher als Schuld, am aller gefährlichsten als Verbrechen. Indem die Athener fort und fort nach Neuem und immer Neuerem haschen, leben sie offenbar des Irrtums, dass die Neuigkeiten ihnen die Leere ausfüllen sollen, die sie in ihrem Herzen fühlen. Ein Mann, der sein altes Haus abbricht und sich ein neues baut, tut es doch nur, weil ihm das alte nicht wohnlich genug war; und wenn er das neugebaute Haus auch bald wieder niederreißt und sich ein noch neueres baut, so zeigt er damit, dass auch das neue Haus ihn noch nicht befriedigte und er eben in einem noch neueren Hause die Befriedigung sucht. Wie dieser Mann, so sind die neugierigen Athener, sie flattern vom Neuen zum Neuesten, weil sie meinen, auf dieser Treibjagd nach Neuigkeiten die Befriedigung, die ihnen fehlt, endlich einmal zu erbeuten. Das aber ist nun eben ein ganz gewaltiger Irrtum; denn was dem Menschen die Seele füllt, was dem menschlichen Geiste seine Ruhe und Beruhigung gibt, das liegt ein für allemal nicht auf dem Gebiete der Neuigkeiten, das haben wir nicht in der Zukunft zu suchen, überhaupt nicht bei Kreaturen; sondern das ist nur bei dem alten Gott zu finden in dem alten Evangelium, in der frohen Botschaft von der längst geschehenen Erlösung. Der da kommen sollte, der Menschenseele tiefsten Hunger und Durst zu stillen, ist längst gekommen, und wir brauchen keines Andern mehr zu warten. Von keinem neuen Tage kann uns das Heil kommen, denn es ist längst vorhanden seit den alten Tagen von Bethlehem und Golgatha; kein neues Buch kann uns die Rätsel des Lebens lösen, denn sie sind längst gelöst im alten Bibelbuch. Wehe dem Vogel, der sein eignes Nest aus den Augen verloren hat und sucht es nun von Zweig zu Zweig, er wird sich die Flügel zerflattern; wehe dem Menschen, der die alte Perle des Evangeliums verachtend, immer neue Steine aus der Erde aufwühlt, um den Stein der Weisen zu entdecken, er wird ihn nicht finden, er wird sich zu Tode suchen! „So viele gehn umher und suchen mit wild verzerrtem Angesicht, sie heißen immer sich die Klugen und kennen diesen Schatz doch nicht.“

➤ Aber nicht nur einen verhängnisvollen Irrtum bekundet die große Unruhe, in der das Geschlecht der neugierigen Athener von Einem zum Andern horchend und plaudernd flattert, sondern auch eine schwere Schuld. Wahrlich nicht der ewig gute Gott hat der Menschenseele die Flatterhaftigkeit, die Zerstreungssucht, die Begierde nach Neuigkeiten dieser Welt anerschaffen. Gott hat, so spricht der weise Prediger Salomo, Gott hat den Menschen aufrichtig gemacht, aber sie suchen viele Künste. Zu seinem Bilde schuf Gott den Menschen, Gott aber ist nicht neugierig, sondern thront in erhabener Ruhe über dem Wechsel der Tage als der Alte der Tage und lebt im Elemente der Ewigkeit. Darum wenn die Menschenseele so weit abgekommen ist von dem ruhevollen Zentralleben, dass sie das Beisichbleiben nicht mehr versteht, sondern wie ein gejagtes und gehetztes Reh von einer Aue zur andern, von einer Quelle zur andern eilt, wie ein verwöhntes Kind der neuen Spielsachen immer bald müde ist und nach neuen schreit; so ist das ein Tatbeweis für ihren Sündenfall, für ihren Abfall von Gott. Dass es so bei den alten Athenern war, ist klar; dieweil sie wussten, dass ein Gott ist und haben ihn nicht gepriesen als einen Gott, noch gedanket, sondern haben Gottes Wahrheit verwandelt in die Lügen und haben geehret und gedient dem Geschöpf mehr, als dem Schöpfer, so sind sie auch in ihrem Dichten und Trachten eitel geworden, und ihr unverständiges Herz ist verfinstert. Aber auch bei den neuen Athenern ist das nicht anders. Wenn doch die verschiedensten Bestrebungen, die in dem Geschlecht dieser Tage hervortreten, auf jeden nüchternen Beobachter den Eindruck einer großartigen Unruhe machen; wenn doch das geistige Leben der Zeitgenossen an allen Orten die Spuren der Zerrissenheit und Zerflossenheit zeigt; wenn die gesellige Falschmünzerei, die Ungenauigkeit im Hören, Beobachten, Nacherzählen immer mehr wächst; wenn die Begierde zu gefallen, der Hang mit neuem Witze zu glänzen, sich immer mehr steigert – nun wahrlich von Gott stammt das nicht, von dein Vater des Lichts, von ihm kommt nur gute und vollkommene Gabe. Nur aus dem Abfall von Gott ist der atheniensische Zustand unsrer Zeit zu erklären, weil man so weit abgekommen ist von dem alten Gott des ewigen Lichts, darum ist man so tief hineingeraten in das Haschen nach den neuen Irrlichtern, die umher tanzen. Die Neugier der Athener ist eine schwere Schuld.

➤ Sie kann zum Verbrechen werden, zum todeswürdigen Verbrechen, wenn man mitten im flatterhaften Leben die gewaltige Stimme Gottes hört: „Bis hierher und nicht weiter“ und man nach einem kurzen Schreck, nach einem flüchtigen Erblassen doch weiter geht auf der schiefen Ebene der leichten, plauderhaften Lebensrichtung. Zu solch' einem Verbrechen gegen die, Majestät des gnädigen Gottes ist ihre Neugier allen denjenigen Athenern geworden, die die Predigt Pauli auf dem Areopag gehört haben und dann mit einem losen Lächeln über die Rede des Barbaren unbekehrt in heiterem Geplauder heimgekehrt sind. Zu solch' einem Verbrechen wird die flatterhafte Lebensrichtung jedem, der sich nach einer ernsten Predigt sofort der ernsten Gedanken schämt, der es für guten Ton hält, sofort nachdem er mit der feiernden Gemeinde im Hause des Herrn sich in die hochheiligen Mysterien der Religion des Kreuzes versenkt hat, schon im und nach dem Hinausgeh'n aus der Kirche über Wetter und Wind und dergleichen nichtige Dinge zu plaudern, gerade so als ob er froh wäre, aus der Kirchenluft heraus wieder in die freie Luft und damit auch wieder in lustiges Wesen gekommen zu sein. Groß ist die Sanftmut und Geduld des Herrn, dass er oft lange, lange es mitansieht, wie das leichtfertige Gemüt alle Mahnungen der Schrift, alle Stacheln der Predigt, alle Regungen des Gewissens in den Wind schlägt; aber endlich hat alles einmal ein Ende, auch diese süße Gewohnheit leichtlebigen Daseins; endlich kommt einmal ein Stündlein, auf welches kein neues Erdenstündlein mehr folgt, und dann ist es schrecklich, in die Hände zu fallen, die sich das ganze Menschenleben hindurch vergeblich zur Rettung der

armen Seele ausgestreckt haben. Kleine Ursachen haben oft große Wirkungen; ein wenig Sauerteig versäuert den ganzen Teig; die Neugier als ungehemmte Lebensrichtung läuft schließlich dahin aus, dass man von all' den Neuigkeiten, mit denen man auf Erden sich zerstreute und betäubte, auf ewig geschieden ist und zugleich von dem alten Gott, der allein des Herzens Abgründe ausfüllen kann, auch auf ewig geschieden ist. Davor behüte uns, lieber himmlischer Vater.

④ Kann sie denn aber und wie kann sie geheilt werden, diese Athenerkrankheit der Neugier, die ungeheilt einen so tödlichen Ausgang nimmt? Indem wir sehen, dass der Apostel sich von der neugierigen Menge zum Areopag hinführen lässt, und hier seinen Mund öffnet zur Predigt der Buße und des Glaubens, lernen wir, dass der Bußglaube das Mittel ist, das die verderbliche Krankheit heilt. Jener neugierige Herodes war schon in einem Stadium der Krankheit, in welchem kein Mittel mehr anschlägt; ihm predigte der Herzenskündiger nicht mehr, sondern verharrte in der Majestät des Schweigens. Aber den neugierigen Athenern gegenüber durfte der Apostel sich noch der Hoffnung hingeben, dass sie sich zur Erkenntnis ihrer Krankheit und zum Ergreifen des Heilmittels bewegen ließen; darum stärkte er seinen Mut zum Reden und hielt ihnen, auf dem Areopag angekommen, die apostolische Bergpredigt und rief sie in derselben zur Buße und zum Glauben auf. Es haben ja freilich die meisten seiner damaligen Hörer ihn alsbald nach seiner Predigt als einen lästigen Bußprediger bei Seite geschoben; doch aber ist ein Häuflein von Gläubigen in Athen gesammelt worden, sie haben im Bußglauben ihren Heiland ergriffen und haben sich von der heidnischen Leichtlebigkeit und Zerstreungssucht bekehrt zum Leben im Ernst, zur Gottseligkeit in Christo Jesu.

⑤ Im Bußglauben und in ihm allein liegt auch für die Kinder dieser Tage das Heilmittel gegen die Leichtfertigkeit des Lebens. Nur eine gründliche Bekehrung macht der leichtsinnigen Lebensrichtung ein Ende, nur sie führt zur ernsten Richtung, d. h. zur Richtung nach dem Himmel. Man hat gut sagen: „Mit den Jahren kommt der Verstand“ und „Jugend muss sich austoben;“ der Verstand für's Himmelreich kommt mit den Jahren nicht, wenn man sich nicht bekehrt; unbekehrte Greise denken über Himmel und Hölle ebenso leichtsinnig, als unbekehrte Jünglinge. Will man los und ledig sein des atheniensischen Wesens, das den Tod gebiert, dann - es ist kein anderer Rat - dann muss man beweinen, was man vorhin getan, dann muss man ein Zöllner werden und das Kyrie eleison anstimmen, dann muss man mit Thomas niederknien vor dem Mann mit den heiligen fünf Wunden und sprechen: Mein Herr und mein Gott! Und zwar muss man das gründlich tun und täglich tun, bei einer oberflächlichen Bekehrung weicht der alte Schaden nicht. Vielleicht aber ist eben das der größte Jammer in unsrer Zeit, dass man, wie man es mit andern Dingen so schrecklich leicht nimmt, es sich auch mit der Bekehrung über die Maßen leicht macht. Nach einer erwecklichen Sonntagsstunde redet man sich's ein und plaudert's andern vor, dass man nun auch gläubig sei; aber dies eingeredete Christentum verhält sich zum wahren Christentum, wie die Wasserfarbe zur Ölfarbe. Das wahre Christentum, die gründliche und tägliche Bekehrung ist Not, wenn der alte Mensch mit allen seinen Sünden und Lüsten, auch mit seiner Neugier und Plaudersucht sterben soll und täglich wieder herauskommen soll der neue Mensch, der keine Neuigkeiten dieser Welt mehr braucht, weil er das ewig Neue in sich trägt.

Das bußgläubige, lautere Christentum drängt alles neugierige, flatterhafte Wesen in immer weitere Ferne zurück. Denn wenn mir meine Sünden vergeben sind im Blute des Mittlers; wenn ich durch meinen Mittler offenen Zugang habe zur Gnade meines Gottes; wenn meine begnadigte Seele sich ruhig und getrost in Gottes Herz und Hände senken kann: dann habe ich so viel alte, so viel einige Dinge zu bedenken, dass ich über

meinen irdischen Beruf hinaus gar keine Zeit behalte, auf Neuigkeiten des Tages Jagd zu machen; dann habe ich so viel unvergängliche Freuden in dem Gotte meines Heils und in der Gemeinschaft derer, die ihn lieben, zu genießen, dass ich keine Lust mehr haben kann, mich in salzlosen, unheiligen Zerstreungen zu ergehen. Der Reiz des Neuen verblasst für den, der die himmlischen Gaben geschmeckt hat und teilhaftig geworden ist des heiligen Geistes und geschmeckt hat das gütige Wort Gottes und die Kräfte der zukünftigen Welt. Nicht als ob der erleuchtete Christ durch seinen Bußglauben das Interesse verlöre an den mannigfaltigen Erscheinungen des wechselvollen Lebens, nicht als ob er gleichgültig würde gegen neuer Zeiten neue Dinge; vielmehr behält der Christ auch für das Neue einen offenen Sinn, anzunehmen das Neue, das gut ist, abzulehnen das Neue, das vom Übel ist; aber er hascht nicht mehr nach dem Neuen, das Neue ist nicht mehr sein Element. Während der Weltmensch wie ein Schmetterling ist, der von Blume zu Blume fliegt, bis er nicht mehr fliegen kann, ist der gläubige Christ ein Gärtner, der sich still der Blumen freut und die schönsten pflückt zu einem Kranze und legt den Kranz seinem Heiland zu Füßen.

Je gründlicher aber ein Menschenkind von der Neugier nach der Welt Weise kuriert wird, desto brennender wird in ihm eine andre, eine himmlische Neugier, doch das Wort Neugier passt nicht mehr, wir sagen besser: die Sehnsucht nach der neuen Erde unter dem neuen Himmel, auf welcher das neue Wesen, welches ein Christ an sich hat, zu voller Entfaltung einen ebenbürtigen Schauplatz haben wird. Für Weltmenschen ist der letzte Hügel der kleine Grabeshügel; und vor dem Schrecklichen, was für sie dahinter liegt, verschließen sie die Augen. Gottesmenschen aber erblicken mit den Augen ihres Glaubens hinter ihrem Grabeshügel die heiligen Berge einer neuen, seligen Welt, auf deren goldnen Höhen sie den gottmenschlichen Bergprediger und den apostolischen Hügelprediger und die ganze Wolke von Zeugen des Evangeliums schauen werden von Angesicht zu Angesicht. Nach diesen Bergen steht ihre Sehnsucht, und sie singen es gerne: „Hätt' ich Flügel, hätt' ich Flügel, flög' ich über Tal und Hügel heute noch nach Zions Höhn!“

Amen

IV.

Götterfurcht und Gottesfurcht.

Apostelgeschichte 17,22.23

Paulus aber stand mitten auf dem Richtplatz und sprach: Ihr Männer von Athen, ich sehe euch, dass ihr in allen Stücken allzu abergläubig seid. Ich bin herdurch gegangen und habe gesehen eure Gottesdienste und fand einen Altar, darauf war geschrieben: Dem unbekanntem Gott. Nun verkündige ich euch denselbigen, dem ihr unwissend Gottesdienst tut.

Auf dem Hügel des Mars in Athen, denn der ist es, der mit dem Lutherschen Wort Richtplatz gemeint ist, steht der Apostel Paulus, den Griechen eine Predigt zu halten. Ehe wir diese apostolische Hügelpredigt nach ihren ersten Sätzen betrachten, wird es wohlgetan sein, sie mit der Bergpredigt des Herrn zusammenzuhalten, an welche sie von vorn herein unwillkürlich erinnert.

Auf einem Berge des jüdischen Landes stand der Herr und Meister, da er seinen Mund öffnete zu seiner ersten großen Predigt. Von diesem Berge, den man hinterher den Berg der Seligkeiten genannt hat, schaute das Auge des Heilands aus die galiläische Landschaft mit ihren Feldern und Bächen und Seen, aus Gottes große, freie, schöne Natur; zu seinen Füßen aber schaute der Herr die große Schar der aus dieser Landschaft zusammengeströmten Israeliten, arme Fischer, einfältige Landleute, geringe Frauen; und er sah sie an und wusste, dass sie zwar alle gelehrt waren in der Erkenntnis des geoffenbarten Gottes und dass sie alle Mosen und die Propheten halten, dass sie aber alle seufzten unter dem Joche der Schriftgelehrten und Pharisäer, die mit der falschen Lehre von der Werkgerechtigkeit das arme Volk ängstigten und irre führten. Da hob er an zu lehren von dem Berge gewaltiglich und nicht wie die Schriftgelehrten: Bekehret euch von der pharisäischen Gerechtigkeit, in welcher kein Heil und kein Friede ist, zur wahren Gerechtigkeit, die ich euch bringe; tut Buße und glaubet an mich, so werdet ihr ins Himmelreich kommen!

Auf einem Hügel der griechischen Weltstadt Athen steht der apostolische Knecht des Meisters, da er seinen Mund auftut zu seiner feierlichsten Predigt. Von diesem Hügel schaute sein Auge die ganze götterreiche Stadt mit dem weit berühmten Parthenon, dem Tempel der jungfräulichen Göttin Athene, und mit der weit in die Ferne hin sichtbaren ehernen Bildsäule derselben Göttin, mit dem Tempel des Theseus, dessen Trümmer noch heute die Bewunderung der Reisenden erregen, mit all' den andern Säulenhallen, Götterbildern, Tempeln und Altären; und er schaute zu seinen Füßen die große Schar der aus dieser Stadt zusammengeströmten Menge, weisheitsstolze Gelehrte, Menschen des Genusses mit spottenden Lippen, neugierige Großstädter nach einem Ohrenschaus verlangend; und er sah sie an und wusste, dass sie zwar alles hatten, womit menschliche Kunst und Wissenschaft das äußere Leben verschönt, und umrauscht waren von der

Herrlichkeit dieser Welt, dass sie aber alle dahingingen in inwendiger Finsternis und Umschattung des Todes, fern von dem Gotte ihres Lebens, der Himmel und Erde und sie selber gemacht. Da hob er an zu lehren im Namen seines Meisters und Herrn: Bekehret euch von der heidnischen Unwissenheit, in welcher ihr trotz aller eurer Flitterkränze zu Grunde gehen müsst, zur Erkenntnis Gottes in Christo, den ich euch predige; tut Buße und glaubet an Jesum Christum, so werdet ihr ins Himmelreich kommen!

Jene Predigt des Meisters auf dem jüdischen Berge und diese Predigt des Jüngers auf dem griechischen Hügel sie haben beide denselben Zweck, armen Sündern zum Himmelreich zu verhelfen, aber sie unterscheiden sich nach Inhalt und Methode gemäß dem verschiedenen Standpunkt, auf dem dort und hier die Hörer stehn. Dort dem jüdischen Volke, dem Gott nicht unbekannt war, das aber seines Gottes nicht froh werden konnte, weil es im Kleide eigener Gerechtigkeit vor ihm wandelte, predigt der göttliche Bergprediger die wahre Gerechtigkeit, die da anhebt mit der geistlichen Armut. Hier dem atheniensischen Volke, das viele Götter hatte und doch keinen Gott, viele Weltfreuden und doch keine Herzensfreude, predigt der apostolische Hügelprediger die wahre Weisheit, die da anhebt mit der Gottesfurcht. Wo nun mitten in der Christenheit wieder jüdisches Wesen einschleicht, das auf menschliches Werk und menschliche Gerechtigkeit pocht, da soll man die alte Bergpredigt des Herrn aufs Neue hervorholen und predigen: Es sei denn eure Gerechtigkeit besser, denn der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen. Wo aber mitten in der Christenheit wieder heidnisches Wesen das Haupt erhebt, das gottvergessen in weltlicher Leichtlebigkeit dahinfährt, da soll man die apostolische Hügelpredigt wieder erneuern und predigen: Wir verkündigen euch den euch unbekanntem Gott. Wenn nun aber jemals in der Weltgeschichte die Christenheit wieder unter das Joch jüdischer Satzungen geraten ist, dann ist's im Mittelalter gewesen, wo neue Pharisäer und neue Schriftgelehrte dem armen Volk unerträgliche Lasten aufgebürdet hatten und die Gerechtigkeit aus den Werken lehrten, als ob der Herr Christus um nichts auf Golgatha gestorben wäre; darum sind denn auch damals die teuren Reformatoren in Kraft und Geist des Herrn aufgetreten als neue Prediger auf dem Berge und haben ihre Stimme erhoben und auf's Neue in die Welt hinein gepredigt, dass der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke allein durch den Glauben. Wenn aber jemals in der Weltgeschichte die Christenheit wieder in heidnisches Fahrwasser geraten ist, dann ist's in dieser unsrer Zeit, wo derjenige Irrtum, da man sich mit sogenannten guten Werken zu Tode quält, nur noch äußerst wenige Anhänger, wenigstens in protestantischen Kreisen, hat, wo dagegen die Unwissenheit in religiösen Dingen immer mehr zunimmt und der große Gott in weiten Kreisen immer unbekannter wird. So kann es heutzutage wahrhaftig nichts Zeitgemäßeres geben, als dass die von Gott Berufenen auftreten unter diesem Geschlecht als Hügelprediger und wie Paulus in Athen die Predigt vom unbekanntem Gotte predigen; so kann es für uns Kinder dieser Zeit, in welcher die Luft, in der wir atmen, so atheniensisch weht, nur in hohem Grade heilsam sein, wenn wir uns in die Hügelpredigt Pauli versenken.

Wir erwägen zunächst den Anfang der paulinischen Hügelpredigt; die beiden Punkte, um die sich dieser Anfang bewegt, sind, wie beim ersten Blick zu erkennen ist, Götterfurcht und Gottesfurcht.

1.

„Ihr Männer von Athen,“ so beginnt der Apostel seine Rede auf dem Areopag, „ich sehe, dass ihr in allen Stücken allzu abergläubig seid.“ So hat Luther den Sinn der Anrede wiedergegeben, indem er in derselben einen starken Tadel der Athener gefunden hat. Umgekehrt haben andre Schriftausleger, indem sie genauer übersetzten: „Ihr Männer von Athen, ich sehe euch, dass ihr in allen Stücken ausnehmend götterfürchtig seid“ in diesem Eingang ein Lob der Athener gefunden und gesagt, Paulus wolle sich mit gewinnender Milde den Weg zum strafenden Ernste bahnen. Aber an und für sich liegt doch wohl in diesen Worten der Anrede weder Tadel, noch Lob, sondern der Apostel fängt einfach damit seine Predigt an, dass er schlicht und kurz sagt, wie er in religiöser Beziehung die Athener gefunden habe, nämlich götterfürchtig in hohem Grade. Gottesfurcht hatte er, abgesehen von der Synagoge, in Athen nicht gefunden und hatte sie auch nicht finden können, denn Athen war eine Heidenstadt. Aber desto mehr Götterfurcht hatte er wahrgenommen; alle die Tempel, Altäre und Bildsäulen, von denen Athen strotzte, bewiesen die ungemaine Götterfurcht der Athener. In der Tat es war also, die Stadt hatte von alten Zeiten her ihren Ruhm und Stolz darin gesucht, die götterreichste Stadt zu sein; den Schöpfer Himmels und der Erde kannten die Athener nicht und ehrten ihn nicht, desto mehr Ehre zollten sie den unzähligen Göttern des Olymp, den Geschöpfen ihrer eignen Gedanken und Hände. Jupiter und Juno, Athene und Aphrodite, Apollo und Theseus und das ganze rauschende Geleite der leichtfertigen, unheiligen Götter und Halbgötter Griechenlands hatten in Athen Hunderte von Priestern und Tausende von Dienern.

Wo die Gottesfurcht fehlt, blüht die Götterfurcht. Wo die Gottesfurcht fehlt, blüht die Götterfurcht: nicht nur das heidnische Athen, sondern die ganze heidnische Welt beweist die Wahrheit dieses Satzes. Ohne Gott und sein Evangelium sind noch heute sechshundert Millionen Menschen in der Welt, aber so viel gottlose Nationen auch noch existieren, götterlos ist keine von ihnen, auch nicht die wildeste und verkommenste. Es kann der Mensch ohne Gottheit nicht leben; wenn er den Herrn der Heerscharen nicht kennt und ehrt, dann zimmert er sich Götter mit seinen eignen Gedanken und mit seinen eignen Händen. Die Götter Griechenlands zwar haben sich schon lange neigen müssen vor dem Gotte Abrahams, Isaaks und Jakobs; vorbei, auf immer vorbei ist es mit der viel gefeierten Pallas Athene, vorbei mit dem donnerfrohen Jupiter, vorbei mit der großen Diana der Epheser. Das Schwert des Geistes Gottes hat sie von der Erde weggefegt wie Spinnengewebe, und das Geschlecht ihrer Priester und Anbeter ist ausgestorben. Aber das Heidentum, das Gott nicht kennt, ist noch lange nicht ausgestorben auf Erden; und wo es lebt, da lebt auch die Götterfurcht in vielen tausend Stufen und Schattierungen von der Verehrung an, die der stolze Brahmane Hindostans einem Götzen erweist, dem selbst der Gedanke zu gering ist, um ihn zu denken, bis zu dem Opferdienst, den das umnachtete Kind der afrikanischen Wüste seinem hölzernen Fetisch leistet. Gott, der große Gott, fehlt dem gesamten Heidentum, dafür hat es Götter die Hülle und Fülle. Ach, um uns das klar zu machen, brauchen wir gar nicht einmal in die Ferne zu schweifen, weder in die ferne Vergangenheit des klassischen Altertums, noch in die fernen Zonen von Afrika und Indien, wir haben die traurigen Beweise ganz nahe, in unsrer eignen Mitte. Das können ja auch die begeistertsten Lobredner unsrer Zeit nicht leugnen, pflegen's auch gar nicht zu leugnen, dass in der gegenwärtigen Christenheit die Gottesfurcht ungeheuer viel von ihrem alten Terrain verloren hat und dass auf den Höhen und in den Niederungen des modernen Lebens eine Richtung im Zuge ist, die das von Gott losgerissene Weltleben für die wahre Erlösung hält. Aber die nun in unsern Tagen sich von

dem geoffenbarten Gott losgesagt haben, sind sie damit die freien, in sich selbst beruhenden Menschen geworden, wie sie es meinen und wie sie es rühmen? Mitnichten, sie haben nur statt der Gottesfurcht – die Götterfurcht bekommen! Man beobachte nur einmal den kommunistischen Arbeiter, der seine Hände nicht mehr faltete vor dem Gotte, auf dessen Namen er getauft ist; man beobachte einmal den feinen Weltmann, der vornehm lächelnd wie Pilatus fragt: „Was ist Wahrheit?“ man beachte einmal die emanzipierte Welt dame, die mit dem Überdrusse prunkt, den sie bei religiösen Gesprächen empfindet; man beobachte sie, wie sie in Trübsal gegen das Schicksal murren, wie sie so viel vom freundlichen Zufall hoffen, wie sie die vergötterte Vernunft anbeten, wie sie, wo ihre Weisheit zu Ende ist, sagen: das weiß der Himmel – und man wird sagen müssen: Schicksal, Zufall, Vernunft, Himmel, das, du abgefallnes Israel, das sind deine Götter! Nehmen wir hinzu, wie diejenigen, die da vergessen haben, dass sie göttlichen Geschlechts sind und sich von dem mütterlichen Boden der Kirche losgerissen haben, dem Mammon ihre besten Kräfte opfern, wie sie der Durst nach Ehre verzehrt, wie sie der feinen und gemeinen Lust sich mit ganzer Seele und mit ganzem Herzen und mit ganzem Gemüte hingeben; wie sie, die zu keiner Feier eines christlichen Festes mehr zu bewegen sind, Feste über Feste feiern zu Lobe verstorbener Menschen; wie sich bei ihnen ihr ganzes Leben dreht um ihr eignes kleines Ich, als wäre dieses Ich der Mittelpunkt der Welt, um den sich Sonne, Mond und Sterne zu bewegen hätten – und wir werden hinzu setzen müssen der Mammon, die Ehre, die Augenlust, die Fleischeslust, verstorbene Größen und die eigne lebendige Kleinheit, das, du abgefallenes Israel, das sind deine Götter! So sieht es um uns aus, wenig Gottesfurcht, viel Götterfurcht, und nun frage dich doch, du Kind dieser Zeit, das du lebst in dieser gottfeindlichen, götterfürchtigen Atmosphäre, wie sieht es in dir selber aus? Unbekannter Freund, dem diese meine Zeilen in die Hände fallen, ist etwa auch dein eignes Herz wie die Stadt Athen, dass ein Götzenbild neben dem andern darin ist? Vielleicht bist du nur vor den Menschen ein Gottesfürchtiger, Gott aber mit seinen Flammenaugen sieht da, wo er seine Wohnung bei dir sehen sollte, die Götter des Neides, des Hasses, der Eitelkeit, der Gefallsucht? König, dem wir alle dienen, ob im Geiste, das weißt Du, reiße uns durch Dein Versöhnen aus der ungewissen Ruh'; mache den Gedanken bange, ob das Herz es redlich mein', ob die Seele an Dir hange, ob wir scheinen oder sein!

2.

„Ich bin herdurchgegangen,“ so fährt Paulus in seiner Anrede an die Athener fort, „und habe gesehen eure Gottesdienste (genauer: eure Heiligtümer) und fand einen Altar, darauf war geschrieben: dem unbekanntem Gott.“ Also nicht bloß Götterfurcht hatte der scharf sehende Apostel in Athen wahrgenommen, sondern mitten in der Götterfurcht auch ein Schreien der Seelen nach dem wahren Gott. Auch außerhalb der Bibel wird uns berichtet, dass in Athen nicht allein die bekannten Gottheiten ihre Tempel und Altäre hatten, sondern dass es dort auch Altäre für namenlose Gottheiten gegeben habe. In Tagen allgemeiner Trübsal, bei großen Landeskalamitäten war es wohl geschehn, dass man der unbekanntem Gottheit, die etwa solche Heimsuchung veranlasst haben möchte, um sie zu versöhnen, einen Altar mit solcher Aufschrift stiftete. Auf so einem Altar für eine anonyme Gottheit las der Apostel ein griechisches Geständnis der Unsicherheit in göttlichen Dingen und einen Notschrei der Athener nach dem lebendigen Gott heraus. Ein Sinnbild war ihm jener Altar für das Bekenntnis der Heidenwelt, dass sie die Ruhe nicht

gefunden habe in der Verehrung der olympischen Truggestalten, welchen Namen sie auch trugen, dass sie sich vielmehr darüber hinaus nach einem Gotte sehne, bei dem Ruhe und Friede zu finden sei. Der Apostel hat sich nicht getäuscht; so war es in Athen, in Griechenland, im klassischen Altertum, aller Götterdienst der alten Heiden stillte den Hunger und Durst ihrer Seelen nicht, und namentlich in Unglückszeiten boten die Götter Griechenlands weder Trost noch Kraft; daher das Haschen nach Neuem, auch nach neuen Göttern; daher die Hingabe so vieler Griechen an die Mysterien des Morgenlandes und an verbrecherische, magische Künste; daher die schließliche Verzweiflung des alten Heidentums an sich selber, dass, die noch die Edelsten waren, bekannten: „Wenn wir aufrichtig sein wollen, so ist kein Sterblicher glücklich; nichts ist stolzer, aber auch nichts ist elender, als der Mensch.“ In Summa, trotz all' der vielen Götter war Athen, war Griechenland, war das klassische Altertum nicht glücklich; mitten in der krankhaften Götterscheu schrie die ratlose und entwürdigte Seele nach dem unbekanntem Gott.

Wo die Götterfurcht blüht, schreit die Seele nach Gott: die ganze große Heidenwelt aller Zeiten beweist die Wahrheit dieses Satzes. Überall streckt die Heidenwelt durch die abgöttischen Larven hindurch ein Fühlhorn nach dem andern aus nach dem großen Unbekannten, der allein Leben und volles Genüge gibt. Seelenvolle Missionare, die wie Paulus zu den Heiden gegangen sind mit einer Liebe, die auch dem schwächsten Schimmer der Wahrheit freundlich nachspürt, wissen uns zu erzählen von allerlei Wegweiserarmen in der Heidenwelt, die die Inschrift tragen: Zum unbekanntem Gott. Kein Götterdienst hat unter den heidnischen Völkern die Gottesbedürftigkeit ganz ausgetilgt; wie weiland das götterreiche Griechenland, so strecken heute Japan und China, Sumatra und Borneo, das Negerland und das Kaffernland, sehnsüchtig ihre Arme aus und rufen: Komm herüber und hilf uns! Aber auch von unserm Land und seinen Leuten gilt es, dass, wo die Götterfurcht blüht, die Seele nach Gott schreit. Es ist ja freilich ein Unterschied zwischen einem Blindgeborenen, der nie das Licht der Sonne gesehn, und zwischen einem Verblendeten, der sich selbst geblendet hat, weil er die Sonne hasste. Der Blindgeborne braucht sich nicht zu schämen, seine Sehnsucht nach dem Sonnenlichte auszusprechen; aber jener törichte Mann, der sich selbst geblendet hat, muss sich schämen, hinterher einzugestehn, dass er seine Torheit bereut und alles darum gäbe, wenn er wieder sehend werden könnte. Doch ob er's vor Scham verschweigt, so zweifelt doch kein Verständiger daran, dass in der Brust dessen, der sich selbst geblendet hat, gerade so gut die Sehnsucht nach dem Lichte sich regt, als in der Brust des Blindgeborenen. So mögen denn die Abgefallnen in der Christenheit sich immerhin vor andern des Glückes rühmen, das sie durch ihren Abfall erlangt hätten; so mögen sie noch so viel Worte verschwenden über das freie Leben, das sie führen, nachdem sie die Bande zerrissen, die die geschaffne Seele an ihren Schöpfer binden: das ist Sand, nichts als Sand, den sie den Leuten in die Augen streun, oder, wenn's hoch kommt, eine Selbsttäuschung, die in der Jugend, in der Fülle körperlicher Gesundheit, im Glücke, in lustigen Stunden einen Schein der Wahrheit haben kann, aber im Alter, in der Krankheit, im Unglück, in den Schmerzen des Lebens jämmerlich zerplatzt, wie eine Seifenblase. Ein Zeitgenosse Pauli, der Heide Seneca, beschreibt die allgemeine Unruhe in den höheren Schichten der damaligen Gesellschaft mit Worten, die Buchstabe für Buchstabe auf unsre Zeit passen; er schildert uns Menschen, die alles besitzen, was die Erde bietet, aber sie besitzen sich selbst nicht; sie haben alles zu eigen, aber sich selber haben sie nicht zu eigen; sie gehn hinaus, um die schönsten Gegenden der Welt zu sehn und ermüden sich an dem Anblick der Naturschönheiten, zur Abwechslung suchen sie dann einmal die wildeste, unwirtbarste Natur auf, aber auch daran übersättigen sie sich bald; sie kommen heim und gehen ins Theater, um ihrem abgestumpften Gefühl einen neuen

Reiz zuzuführen; auch dessen überdrüssig schließen sie sich in ihre prächtigen Gemäcker ein, sie haben von der hohen Befriedigung der Seele durch Studium und Wissenschaft gehört, so wollen sie es auch damit versuchen, um ihre Unruhe zu stillen; aber die kostbaren Wände schauen sie unheimlich an, diese stille Einsamkeit ist ihnen eine unerträgliche Leerheit; nachdem sie allen Wechsel erschöpft haben, rufen sie verzweifelnd: wie lange währt dies ewige Einerlei? Wenn dieses scharfe Urteil Senecas unsre Zeit so gut, wie seine Zeit trifft, so doch auch Gott sei Dank, das mildere des Apostels; mit dem Gefühl der Unzulänglichkeit des Lebens ohne Gott, das durch die tiefsten Saiten glaubensloser Seelen zittert, zittert zusammen eine bange Sehnsucht nach dem Gott, dem sie sich selbst entfremdet haben; in den Tiefen ihres verschuldeten Gewissens ruht das unvertilgbare Zeugnis, dass das wahre Leben nur in der Versöhnung mit Gott und in der Anbetung des versöhnten Gottes gefunden wird. Goethe seufzt einmal: „Wenn ich ihn wüsste den Weg des Herrn, ich ging' ihn wahrhaftig gar zu gern; wenn man mich führt' in der Wahrheit Haus, bei Gott, ich ging nicht wieder hinaus.“ Altäre für den unbekanntem Gott finden sich auch bei den Athenern unsrer Tage, wenn auch bei abgefallnen Christen die Inschrift bleicher ist, als bei Heiden, die noch nicht von Christo gehört haben, und wenn auch die suchende Liebe einen solchen Altar oft nur noch im aller verborgensten Winkel ausfindig zu machen weiß. Freilich was hilft dem verödeten Herzen des Weltkindes solch' ein Altar mit der bleichen Seufzerinschrift: dem unbekanntem Gott, wenn es weiter nichts hat, als diesen Rest von Sehnsucht? Das Heimweh bringt den Gefangenen nicht nach Hause, die Sehnsucht wäscht dem Sünder die Sünde nicht ab; die Flügel der Sentimentalität tragen nicht gen Himmel. Das Sehnen an sich macht nicht selig, vielmehr wer in dem ungestillten Sehnen stirbt, geht verloren.

Nur das Evangelium kann helfen, wo die Seele nach Gott schreit. Paulus predigte den Athenern das Evangelium. „Nun verkündige ich euch denselbigen,“ so sprach er, „dem ihr unwissend Gottesdienst tut.“ Unwissend waren die weisen Athener gerade in dem, worauf es doch im Grunde allein ankommt; sie, die so viel wussten und kannten, kannten doch Gott nicht. Aber Gott will, dass allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen; und eben dazu hat er sein Rüstzeug Paulus nach Athen geschickt, dass er den Athenern diese Erkenntnis bringe, die ihnen fehlt. Diweil die Welt durch ihre Weisheit Gott in seiner Weisheit nicht erkannte, hat es Gott wohlgefallen, durch törichte Predigt selig zu machen die, so daran glauben. Der atheniensische Altar für den unbekanntem Gott, der die vielen Heiligtümer der olympischen Götter, deren Macht und Güte die Priester rühmten, Lügen strafte, hatte sicherlich weder Priester, noch regelmäßige Opfer; nun verkündigte ihnen Paulus den unbekanntem Gott mitsamt dem rechten Priester und dem einigen Opfer in der einigen Person des Herrn Jesu Christi. Die Antwort auf die stumme Frage des Altars für den unbekanntem Gott, die tröstliche Antwort vom Himmel aus den Notschrei der verirrtten Menschenseele nach Gott ist das Evangelium von Gott in Christo. Wer dies Evangelium annimmt, dem wird das Herz still, und hätte es zuvor noch so fieberhaft gepocht; wer an dies Evangelium glaubt, kommt aus dem Jammer und Elend der Götterfurcht zum seligen Frieden der Gottesfurcht; denn das Evangelium ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben. Dionysius, der edle Ratsherr, Damaris, die atheniensische Frau, und die Andern mit ihnen, die dem Evangelio, das Paulus ihnen verkündigte, gehorsam wurden und den ihnen vorgehaltenen Glauben sich schenken ließen, haben noch an jenem Tage der paulinischen Hügelpredigt selbst die Erfüllung ihrer Sehnsucht durch die Erkenntnis der Offenbarung Gottes in Christo gefunden. Desselbigen gleichen wo immer unter den Geschlechtern der Heiden von den Zeiten Pauli her bis auf unsre Zeiten der Same des Evangeliums auf empfänglichen Boden gefallen ist, da hat es sich auch immer

bewährt, dass die frohe Botschaft von Jesu Christo Frieden bringt in das unruhige Herz, selige Harmonie in das zerrissene Leben, Entschlossenheit und Ernst zum Wirken, Mut und Demut zum Leiden auch für träge und verzagte Seelen. Die Missionsblätter unsrer Zeit wissen davon nicht minder zu erzählen, als die Bibel. Eine bekehrte Eskimofrau sprach: „Ich stelle mir Jesum als einen Baum mit Ästen und Zweigen vor, von welchem Nahrung für meine Seele zum Sammeln und täglichen Genießen für das ewige Leben herabfließt, so wie ich im Walde das Harz aus den Bäumen fließen sehe.“ Eine Negerin, welche in einer Zuckermühle ihre beiden Hände verloren hatte, bekehrte sich von ganzem Herzen zu Christo und gewann durch die Predigt ihres gottseligen Wandels ihren Mann, dass er sich auch bekehrte. Bald wurde dieser selig vollendet, nach seinem Tode aber wurde sie in ihrem Dienste als Hirtin härter, als früher behandelt. Ihr Trost und ihre Freude aber blieb der verborgene Umgang mit ihrem Heilande und das Vorgefühl der ewigen Freuden, zu welchen sie bald einging. Eine große Hungersnot auf Antigua raffte ganze Scharen von Negern dahin. Viele von ihnen suchten sich durch Stehlen und Rauben zu helfen, und nicht selten kam es dabei zu Mordtaten. Da kehrte eines Abends ein neugetaufter Neger, als er sein Tagewerk hinter sich hatte, in seine Hütte zurück und fand sie erbrochen und ausgeplündert. Mit fröhlichem Tone sagte er: „Sie haben mir doch mein Bestes, die Gnade meines Herrn in meinem Herzen, nicht rauben können.“ Eine Negerin klagte, dass sie im Äußern so viele Mühe und Plage habe und oft wegen überhäufte Arbeit die Kirche nicht besuchen könne. Man ermahnte sie, sich desto fester an Jesum, den Freund ihrer Seele zu halten, der ihr durch seinen Frieden alles Schwere erleichtern könne. „Das habe ich auch schon erfahren, antwortete sie; denn oft wenn ich mit der Hacke im Felde arbeite, und der Treiber hinter mir steht, seufze ich zu dem Herrn, und dann fühle ich seinen Frieden so kräftig in meinem Herzen, dass ich vor innerer Freude weinen muss; dieses selige Gefühl möchte ich mit nichts in der Welt vertauschen.“ Was nun aber friedelose Athener unter den Fittichen Immanuel gefunden haben und was suchende Heidenseelen noch heute unter dem Kreuze Christi finden, sollte das der Allbarmherzige der unruhigen, unbefriedigten, unglücklichen Christenseele versagen wollen? O nein und dreimal nein, Gottes Vaterhaus hat Platz für alle verlorne Söhne und Töchter, wenn sie nur kommen, wiederkommen zu dieser ihrer Zeit, wenn sie nur kommen, müde der Träger dieser Welt und voll brennender Schaum über ihren Undank, über ihre bisherige Gottvergessenheit und Welttrunkenheit. Wer von den verlorne Söhnen dieser Tage wiederkommt und aus seiner Seele tiefstem Grunde bekennt: „Vater, ich habe gesündigt in den Himmel und vor Dir; ich bin hinfort nicht mehr wert, dass ich Dein Sohn heiße, mache mich als einen Deiner Tagelöhner“ – der wird's auch erleben, dass Gottes Liebe ist wie ein rauschendes Meer und seine Güte wie ein tiefer, tiefer Wasserbrunnen; Gott wird ihm das Feierkleid, das aus Christi Blut gewoben ist, anziehen, wird ihm den goldnen Reif der Versöhnung an seinen Finger tun, wird ihm das klopfende Herz stillen und es erfüllen mit ewiger Freude. Aber freilich bei Ihm ist die Vergebung, nicht dass man weiter sündige, sondern dass man ihn fürchte. „Ich habe mir angelegen sein lassen,“ bekennt der Dichter Gellert, „das Beste zu lesen, was die Klügsten und Vernünftigsten unter den alten Weisen von Gott, Religion und Tugend gelehrt haben, und bezeuge auf mein Gewissen, dass alle ihre Weisheit, gegen den Unterricht der Offenbarung gehalten, Schatten und Ungewissheit, höchstens ein dunkler Schimmer, öfters aber Finsternis, Torheit, Aberglaube und Unsinn ist. Ich habe gelebt und mannigfaltige Freuden des Lebens genossen, keine sind dauerhafter, unschuldiger und glückseliger für mich gewesen, als die mein Herz, von den sanften Fesseln der Religion gezügelt, nach ihrem Rate gesucht und gefunden hat; dieses bezeuge ich auf mein Gewissen. Ich habe fünfzig Jahre gelebt und mannigfaltige Mühseligkeiten des Lebens erduldet. Ich habe nirgends mehr Licht in Finsternissen, mehr

Stärke, mehr Trost und Mut in Leiden gefunden, als bei der Quelle der Offenbarung; dieses bezeuge ich auf mein Gewissen. Ich bin mehr als einmal an den Pforten des Todes gewesen; ich habe es erfahren, dass nichts, nichts ohne Ausnahme, als die göttliche Kraft des Christentums die Schrecken des Todes besiegen hilft; dass nichts, als der heilige Glaube an unsern Heiland und Erlöser den banger Geist bei dem entscheidenden Schritt in die Ewigkeit stärken und das Gewissen, das uns anklagt, stillen kann. Dieses bezeuge ich als vor Gott!“ Dieses schlichte Zeugnis des frommen Gellert ist eins von tausend Christenzeugnissen für die Wahrheit des Satzes, dass nur das Evangelium helfen kann, wo die Seele nach Gott schreit.

Götterfurcht und Gottesfurcht – auf dem Areopag in Athen wird über sie verhandelt. Wo die Gottesfurcht fehlt, so lernten wir aus dieser Verhandlung, da blüht die Götterfurcht; wo die Götterfurcht blüht, da schreit die Seele nach Gott; wo die Seele nach Gott schreit, da kann nur das Evangelium helfen.

Amen

V.

Gott unser Schöpfer und Herr.

Apostelgeschichte 17,24.25

Gott, der die Welt gemacht hat, und alles, was darinnen ist, sintemal er ein Herr ist Himmels und der Erde, wohnt nicht in Tempeln mit Händen gemacht. Seiner wird auch nicht von Menschenhänden gepflegt, als der jemandes bedürfte, so er selbst jedermann Leben und Odem allenthalben gibt.

Götterfürchtig war die Stadt Athen. Mehr noch als die andern Heiden, waren die Athener an den Dienst der Götter eigner Hand hingegeben. Es standen, wie Einer gesagt hat, mehr Götterbilder auf den Straßen und Plätzen der Stadt, als Menschen daselbst gingen. Aber diese ganze, große vielgestaltige Menge der Götterbilder, was war sie anders, als ein Armutszeugnis, das die Athener sich selber ausstellten und durch welches sie bekannten, dass ihnen der Eine, der wahre, der lebendige Gott fehle? Zerschlagene Trümmer der Einen Wahrheit waren ihre Götter, zerstreute und gebrochne Strahlen der Einen Sonne; die Sonne selbst hatten sie nicht, die Wahrheit selbst besaßen sie nicht. Sehnsucht nur, dunkle, leise Sehnsucht hatten sie nach dem ihnen unbekanntem Gott, und Paulus hatte seine apostolische Predigt unter ihnen damit angefangen, dass er diese ihre Sehnsucht nach Gott ihnen zum Bewusstsein zu bringen suchte als den verborgenen edlen Kern, für den die innerliche Angst und Unruhe der götterfürchtigen Heiden nur die Schale war. Auf dem Altar für den unbekanntem Gott, den die spärende Liebe des Apostels mitten unter den Tempeln, Altären und Standsäulen der bekannten Götter irgendwo in einem Winkel der Stadt entdeckt hatte, machte Paulus den Athenern ihr unbefriedigtes Gotteswehe klar; dann, aber beginnt er frisch und frei die Verkündigung des großen ihnen unbekanntem, ihm aber wohl bekanntem Gottes. In raschem, großartigem Gange der Gedanken und Worte führt er seine Hörer durch alle Gebiete der Welt und Weltgeschichte vom Weltanfang bis zum Weltende und zeigt ihnen auf allen diesen Gebieten den einigen, wahren, lebendigen, persönlichen Gott. Es ist eine wunderbare Predigt diese apostolische Gottespredigt auf dem Richtplatz von Athen, eine Gelegenheitspredigt und doch eine Predigt für alle Zeiten, eine Trostpredigt und doch eine Predigt des einschneidendsten Ernstes, eine Predigt einfach in Worten und doch jedes Wort eine Welt von Gedanken. Es gibt für die Inspiration der heiligen Schriften in den christlichen Glaubenslehren viele und darunter manche treffliche Beweise; aber vor Beweisen pflegt der Mensch sich nicht zu beugen, sondern nur vor Mächten und Autoritäten. Nun in dieser apostolischen Hügelpredigt von dem lebendigen Gott tritt die Inspiration des heiligen Geistes so machtvoll und autoritätsvoll auf, dass, wer sich nur irgendwie noch Unbefangenheit des Gemütes bewahrt hat, von diesem Zeugnis Pauli den unmittelbaren Eindruck empfangen muss: So kann aus eigener Vernunft und Kraft kein Mensch, kein Prediger predigen; so kann nur reden, wer die Salbung von oben hat und getrieben wird von dem heiligen Geist. Was der Herr und Meister allen seinen Rüstzeugen,

die mit dem Evangelium die Welt durchziehen sollten, verheißen hat, das hat sich auf dem Areopag in Athen an Paulus mit ganz besonderer Kraft und in allerreichstem Maße erfüllt: „Der Tröster, der heilige Geist, welchen mein Vater senden wird in meinem Namen, derselbige wird es euch alles lehren und euch erinnern alles des, das ich euch gesagt habe.“

Die Verkündigung Pauli in Athen zerlegt sich deutlich in drei Hauptteile, Paulus predigt nämlich den Athenern zuerst den lebendigen Gott in seiner Macht, sodann denselben Gott in seiner Liebe und endlich denselben Gott in seiner Heiligkeit; mit andern Worten, er predigt zuerst Gott als den Schöpfer und Herrn der Welt, er predigt sodann die von Gott geschaffene Menschheit als eine von der Liebe Gottes geleitete Familie, er predigt endlich den Gottmenschen als den Retter und Richter der Welt.

Wir versenken uns hier in den ersten Teil der paulinischen Predigt, in das Zeugnis von dem großen Gott, als unserm Schöpfer und Herrn. Eine solche Betrachtung wird denen willkommen sein, die sonst immer klagen, in den jetzigen Andachtsbüchern komme viel zu viel der Herr Jesus und viel zu wenig der liebe Gott vor; diese Betrachtung wenigstens soll rein dem lieben Gott gewidmet sein. Aber heilsam ist eine solche Betrachtung auch denen, die Christi Namen bekennen und im orthodoxen Glauben an die zweite Person der heiligen Dreieinigkeit stehn. Denn es geschieht wohl in unsern Tagen, dass diejenigen, die den zweiten Artikel unsers christlichen Glaubens mit aller Freudigkeit umfassen, den ersten Artikel, der da lautet: Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde, als einen bloßen Durchgangsartikel ansehen, als eine Tür, an die man nicht mehr viel zu denken habe, wenn man durch die Tür ins Haus gelangt sei. Aber wahrlich so steht die Sache von ferne nicht. Die drei Artikel unsers allerheiligsten Glaubens sind vielmehr wie drei ebenbürtige Säulen, die das Christenleben gleicher Weise tragen und von denen keine zerbröckeln darf, wenn nicht das ganze Gebäude einstürzen soll. Dr. Luther, der so stark ist im Herausstreichen des zweiten Artikels vom Glauben an Gott den Sohn, nennt es doch eine Kunst über alle Künste, den ersten Artikel vom Glauben an den allmächtigen Vater von Herzen zu sprechen. Einen kleinen Beitrag zum Erlernen dieser Kunst möchten die folgenden Zeilen liefern; der Herr aber, der der Höchste in allen Ländern ist und sehr erhöht über alle Götter, weise uns seinen Weg, dass wir in seiner Wahrheit wandeln und ziehe unser Herz zu dem Einigen und erhalte es dabei, dass wir seinen Namen fürchten.

Gott, der die Welt gemacht hat und alles, was darinnen ist, das ist der den Athenern unbekanntete Gott, den ihnen Paulus nun verkündigt. Gott ist der Schöpfer der Welt, die Welt ist eine Tat seines Willens, nicht etwa Gottes Erscheinung, sondern Gottes Tat – das ist der erste Schritt, den Paulus die Athener führt. Gott als den Schöpfer der Welt predigt Paulus, und ihn predigt die ganze heilige Schrift. „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde,“ das ist der erste Spruch in der Bibel, und tausendfach wird dieser erste Bibelspruch in beiden Testamenten wiederholt. „Der Himmel ist durch das Wort des Herrn gemacht und alle sein Heer durch den Geist seines Mundes; durch den Glauben merken wir, dass die Welt durch Gottes Wort fertig ist, dass alles, was man siehet, aus nichts geworden ist; so haben wir nur Einen Gott den Vater, von welchem alle Dinge sind und wir in ihm; denn von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge, ihm sei Ehre in Ewigkeit.“ Einer, nur Einer ist die einzige Ursache alles Entstehens in der Welt, so lehrt uns die Schrift, so lehrt uns auch die Natur. Denn die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Feste verkündigt seiner Hände Werk, ein Tag sagt es dem andern, und eine Nacht tut es kund der andern; es ist keine Sprache, noch

Rede, da man nicht ihre Stimme höre. Wunderschön führt das Augustinus aus in seinen Bekenntnissen: „Ich habe die Erde gefragt; sie hat gesagt: Ich bin es nicht. Ich habe das Meer und die Tiefen gefragt und alles, was da webt und lebt, und alles hat geantwortet: Wir sind nicht dein Gott, suche höher. Ich habe die wehenden Winde gefragt, und sie haben gesagt: Wir sind nicht Gott! Ich habe den Himmel gefragt, Sonne, Mond und Sterne, und sie haben gesagt: Wir sind nicht der Gott, den du suchst. Und ich habe gesprochen zu ihnen allen: Ihr habt mir gesagt, dass ihr es nicht seid, so redet nun von ihm. Und sie riefen alle mit lauter Stimme: Er hat uns gemacht!“ Ja wahrlich alles, was da ist auf Höhen und in Tiefen, alles, was da lebt und webt, führt diese wundersame, gewaltige Rede: Gott ist der allmächtige Schöpfer! Ihn predigt Sonnenschein und Sturm, ihn preist der Sand am Meere; bringt, ruft auch der geringste Wurm, bringt meinem Schöpfer Ehre. Mich, ruft der Baum in seiner Pracht, mich, ruft die Saat, hat Gott gemacht, bringt unserm Schöpfer Ehre. Die Schöpfung der Welt ist eine freie Tat des freien, persönlichen Gottes, so predigt die Bibel, so predigt die Natur, so predigt auch die menschliche Vernunft. Ein jegliches Haus wird von jemand bereitet, so erkennt die Vernunft; so muss sie auch erkennen, dass ein Allmächtiger da sein muss, der alles bereitet hat. Alle Antworten, die die Vernunft erklügelt, um die Rätsel des Daseins zu erlösen, bleiben im höchsten Grade unbefriedigend, ja widersprechen sich selbst, so lange die Vernunft den lebendigen Schöpfergott nicht anerkennt; erst von dem Momente an, wo die Vernunft ihn erkennt und anerkennt, fängt sie an, auch die Welt zu begreifen. Es ist aber der menschlichen Vernunft die Idee des Einen lebendigen Schöpfergottes so tief eingepägt, dass sie selbst mitten im abergläubigsten Heidentum nicht ganz verloren ist; Tertullian, ein frommer Zeuge der ältesten christlichen Kirche ruft den Heiden seiner Zeit zu: „Die menschliche Seele, obwohl in den Kerker des Leibes eingengt, obwohl durch schlechten Unterricht verdreht, obwohl durch Lüste und Begierden entkräftet, obwohl dem Dienste falscher Götter ergeben, ruft doch, sobald sie aus ihrem Rausche und Traume erwacht und ihrer Gesundheit inne wird, Gott mit dem Einen ihm gebührenden Namen an: Großer Gott! Guter Gott! und schaut dann nicht zum Kapitol, sondern zum Himmel hinauf, denn sie kennt den Sitz des lebendigen Gottes, von dem sie stammt.“ Gott hat die Welt gemacht und alles, was darinnen ist, diese große Verkündigung Pauli in Athen ist biblisch, ist natürlich und vernünftig zugleich.

Paulus stellt diese seine Verkündigung von dem großen göttlichen Weltschöpfer einfach hin, ohne zu verneinen, ohne zu polemisieren. Aber eben diese einfache, ungeschminkte Verkündigung des Apostels, welch' ein grelles Streiflicht ließ sie durch ihre Einfachheit und Selbstverständlichkeit auf das Leben und Weben der Athener fallen. „Obwohl sie wussten, dass ein Gott ist, haben sie ihn doch nicht gepriesen als einen Gott, noch ihm gedankt.“ – diese Anklage aus dem Römerbrief haben wir uns hier zu ergänzen. Ihn, den allmächtigen Gott, den Schöpfer der Welt, ihn loben alle Cherubim und Seraphim, ihm jauchzen die goldenen Sterne des Himmels; vor ihm hüpfen die Berge wie die Lämmer und die Hügel wie die jungen Schafe; ihm singt die Lerche ihre Morgenlieder und vor ihm neigt am Abend die Blume, eine stille Beterin, ihr Haupt zur Erde; – aber Athen, aber die Heidenwelt sie preist ihn nicht, sie dankt ihm nicht; die Athener, die Heiden gingen an dem Schöpfer stumm und ohne Gruß und Dank vorüber und wandten den Huldigungstrieb, der von Gott den menschlichen Seelen eingepflanzt ist, statt dem göttlichen Schöpfer, der vergötterten Kreatur zu. Allerdings sie wussten es ja nicht mit klarem Wissen, dass Ein Gott und Schöpfer ist, und die es unter den Athenern mit ihren Gedanken auf's Höchste gebracht hatten, hatten doch nur einen Ordner der ewigen Materie erspekuliert. Aber dass sie es hätten wissen können, dass ihr Nichtwissen ein Verschulden war, steht fest nach der Schrift. Der Glaube an Gottes Dasein, hat Einer sehr

treffend gesagt, ist nicht in die freie Wahl des Menschen gestellt, sondern dieser Glaube ist da, ehe der Mensch es will, und nur durch ein Verbrechen kann er den Gottesglauben in sich unterdrücken. Auch der gefallene Mensch konnte Gott nicht nur erkennen, sondern auch ihn anbeten, wie das ein Henoch und ein Melchisedek getan haben. Dass die Heiden das nicht taten, darin bestand eben, ihr Heidentum; dass sie es unterließen, dem Gott, der sich auch unter ihnen nicht unbezeugt gelassen, zu danken, das war der erste Schritt auf jener Bahn, die mit der tiefsten Finsternis geendigt hat. Ungehorsam ist die Sünde Adams, die allen Menschen anklebt; Undank und Gottvergessenheit sind die Sünden des Heidentums, deren Fluch und Strafe sich in immer steigender Eitelkeit der Gedanken, in immer wachsender Verfinsterung der Herzen geoffenbart hat.

Gott hat die Welt gemacht und alles, was darinnen ist. Diese Verkündigung von Gott dem allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden, von Kindesbeinen an vernommen und gleichsam schon mit der Muttermilch eingesogen zu haben, ist der ungeheure Vorzug, den wir Christen vor jenen alten Heiden haben. Denn nachdem Gott manchmal und mancherlei Weise geredet hat zu den Vätern durch die Propheten, hat er am letzten in den Tagen des neuen Bundes, dem wir angehören, zu uns geredet durch den Sohn. Was in Athen dem Verstand der Verständigen verborgen war, das weiß bei uns schon das einfältigste Kind, dass Ein Gott im Himmel lebt, der uns erschaffen hat samt allen Kreaturen, dass Ein Gott ist, der die Wasser mit der Faust misst und die Himmel mit der Spanne fasst und die Erde begreift mit einem Dreiling und die Berge wiegt mit einem Gewicht und die Hügel mit einer Waage. Aber o des Jammers, dass ein großer Teil der Christenheit seines Gottes und Schöpfers ebenso wenig dankbar eingedenk ist, als das blinde Heidentum! die da wissen, dass Ein Gott ist, sie wollen es zum Teil nicht wissen; sie bestreiten mutwillens dem lieben Gott das Recht zu existieren und sagen, es gebe nichts als „Kraft und Stoff,“ und was darüber sei, das sei Phantasie und Erfindung gewinnsüchtiger Priester. Ach, nicht erst am Kreuz von Golgatha, sondern schon am ersten Bibelspruch: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde“ scheiden sich die Wege der Menschen heutzutage; das neue Heidentum mitten in der Christenheit will nichts wissen von einer Schöpfung der Welt durch eine freie Tat Gottes, sondern die Welt selbst, das große All, das soll Gott sein, das heißt dann doch, der Töpfer soll der Ton und der Ton soll der Töpfer sein! Doch die soweit nicht mitgeben in der grinsenden Frechheit des konsequenten Unglaubens, die den lieben Gott noch stehen lassen, was ist doch den meisten von ihnen der liebe Gott? Ein Gedanke, bei dem sie sich wenig oder nichts denken; ein Wort, über dessen Sinn sie sich nicht Mühe geben nachzudenken. Wie ein ferner, ferner Freund ist ihnen Gott, den sie nie gesehn, wie eine Sonne, die noch nicht aufgegangen, wie ein zerfließendes Luftbild, wie eine verschwimmende Welle. Nie kommt in ihren Gesprächen ein Wort von ihm über ihre Lippen, außer in beiläufigen Redensarten: „Ach Gott“ und „o mein Gott;“ sie stehen auf, sie legen sich nieder, ohne etwas zu ihm zu sagen, ohne von ihm sich sagen zu lassen; sie essen, sie trinken, ohne die Hände vor ihm zu falten. Die alten Heiden opferten bei ihren Mahlzeiten wenigstens noch ihren Göttern; die modernen Christen opfern weder Gott, noch den Göttern, sie opfern gar nicht mehr. Wen kann es da noch wundern, dass über unsrer Zeit so düstre Wetterwolken schweben, dass das Hohe sinkt und das Gemeine schwillt? Wie kann der allmächtige Gott sich freundlich tun zu einem Geschlecht, das keine Augen mehr hat, ihn zu sehn, keine Ohren, ihn zu hören, keine Knie, sie vor ihm zu beugen, keine Lippen, ihn zu preisen? Es ist in leere Nüchternheit die ganze Welt versunken, und keine Zunge redet mehr, vom heiligen Geiste trunken. Doch wir haben diejenigen Christen bisher noch außer Rechnung gelassen, die alle Sonntage in die Kirche gehn, die alle Tage in der Bibel lesen, die sogar Christi Namen bekennen und sogar Christi Schmach tragen; sind nicht diese Christen wenigstens Gottes eingedenk und dankbar zu

nennen? Ach, dass sie wenigstens es alle wären! Allein ich fürchte, dass mancher auch von ihnen dahin wandert am Strande des Meeres, ohne ein Loblied auf den, der das Wasser im Meer zusammenhält wie in einem Schlauch; ich fürchte, dass mancher von sommerlichen Reisen heimkehrt, ohne sein Knie zu beugen vor dem Geber aller Güter, dem frommen Menschenhüter. Ich fürchte, mancher hört die Stürme brausen, ohne zu denken an den Allmächtigen, der auf den Fittichen der Winde geht; ich fürchte, mancher wandert durch Frühling, Sommer, Herbst und Winter, ohne einmal des Sprüchleins zu gedenken: Herr, wie sind Deiner Werke so groß und viel, Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll Deiner Güter. Ich fürchte, mancher sitzt im Schoße des Familienglücks am traulichen Herde und hat sich, als müsste das nur so sein, und singt nicht: Wie groß ist des Allmächt'gen Güte, ist der ein Mensch, den sie nicht rührt! Ach, ich fürchte, dass die einfache Pflicht der Dankbarkeit gegen den treuen Schöpfer auch von Solchen viel vernachlässigt wird, die alle in die Augen fallenden frommen Übungen fleißig mitmachen; ich fürchte, dass es nicht bloß weniger gläubige Christen heutzutage gibt, als man meint, sondern noch viel weniger dankbare Christen. Ich wünsche von Herzen, dass ich mich darin irre; aber ich wünsche ebenso von Herzen, dass den unbekanntem Freund, der diese Zeilen liest, brennende Scham überkomme Angesichts seines Gottes und Schöpfers darüber, dass er ihm so wenig, dass er ihm so schlecht gedankt hat. Danket, danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich; danket dem Herrn und prediget seinen Namen; verkündiget sein Tun unter den Völkern, singet von ihm und lobet ihn; redet von allen seinen Wundern; rühmet seinen heiligen Namen. Von Gott schweigen heißt trotz allen Schwätzens stumm sein. Ich aber will nicht schweigen, sondern von meinem Gott und Schöpfer reden und seinem Namen danken von ganzem Herzen im Rate der Frommen und in der Gemeinde.

Nicht nur als Schöpfer, sondern auch als Herrn malt Paulus den Athenern den wahren Gott vor Augen. Sientemal er ein Herr ist Himmels und der Erde, so zeugt er von ihm, wohnet er nicht in Tempeln mit Händen gemacht; seiner wird auch nicht von Menschenhänden gepflegt, als der jemandes bedürfte, so er selbst jedermann Leben und Odem allenthalben gibt. Das Heidentum verehrte in seinen Obersten zugleich seine Herren, daher Paulus 1. Korinth. 8, wo er das Heidentum schildert, sagt: Es sind viele Götter und viele Herren. Dieser heidnischen Vielheit von Herren setzt der Apostel nun in seiner Rede zu Athen den Einen Herrn der Welt entgegen, gleichwie er ihn an andern Orten als den Herrn aller Herren, den König aller Könige, den Allherrscher preist. Diesen Herrn malt der Apostel den Athenern vor Augen in seiner überschwänglichen Majestät, – nicht Tempelräume genügen ihm zur Wohnung, vielmehr ist der Himmel sein Stuhl und die Erde seiner Füße Schenkel – und in seiner absoluten Unabhängigkeit – er bedarf keines Menschen und keiner menschlichen Pflege, vielmehr hat und besitzt er alles, und soll außer ihm irgend jemand irgend etwas haben und besitzen, so muss es ihm von diesem Einen gegeben werden, von dem alle gute und vollkommene Gabe kommt. Dieser paulinischen Schilderung der Herrlichkeit des erhabenen Souveräns, der Himmel und Erde beherrscht, nach ihren beiden Seiten eingehender nachzudenken, wäre wohl angebracht in unsrer Zeit, wo einerseits viele Fromme ihr Kindschaftsverhältnis so weit überspannen, dass sie der überschwänglichen Majestät des Herrn Gewalt antun, und wo andererseits ästhetische Christen, die mehr in Schiller und Goethe, als in der Bibel zu Hause sind, die absolute Unabhängigkeit des Herrn zu leugnen in Gefahr sind durch ihren blinden Glauben an den Schillerschen Satz: Freundlos war der große Weltenmeister, fühlte Mangel, darum schuf er Geister, sel'ge Spiegel seiner Seligkeit. Doch uns gibt hier die Hauptsache, die Paulus lehrt; genug zu

denken, nämlich dass der Gott des Himmels und der Erde auch der Herr des Himmels und der Erde ist. Es ist ja das nicht bloß Pauli, sondern der ganzen heiligen Schrift Lehre, dass Gott der Herr ist. „Ich bin der Herr, dein Gott,“ so verkündigt Gott selbst vom Sinai durch Mosis Mund; und im neuen Testament bestätigt der Heiland ausdrücklich das sinaitische Wort: Du sollst anbeten Gott, deinen Herrn, und ihm allein dienen. Als ihren Herrn predigt auch die ganze Schöpfung den göttlichen Schöpfer: Sonne, Mond und Sterne, die in ihren vorgeschriebenen Bahnen wie in diamantenen Geleisen wandeln, sonst weder zur Rechten, noch zur Linken; die brausenden Wellen des Meeres, die, ob sie noch so sehr wallen und wogen, sich doch wie sanfte Lämmer zu seinen Füßen legen, sobald der Herr der Schöpfung naht und ihnen zuruft: Bis hierher und nicht weiter; die Wolken, die Wanderer der Lüfte, die sich sammeln, wenn der große Gebieter winkt, und sich zerstreuen, wenn er es befiehlt. Noch viel näher aber hat der Mensch das Zeugnis von der Herrschaft Gottes in seinem eignen Gewissen. Denn nicht nur auf die Steine vom Sinai und nicht nur auf die Blätter der Bibel und nicht nur auf den großen weiten Plan der Schöpfung, sondern auch in das innerste Herz des Menschen hat Gott es geschrieben, dass Er der Herr ist, dem alles dienen muss. Es gehört zu dem eigensten Wesen des Menschen, das auch der Sündenfall, so viel er verdorben hat, nicht zerstört hat, es gehört zu dem Lebensfonds, den jeder Mensch mit auf die Welt bringt, dass er eine Stimme Gottes im Herzen hat und hört, die ihm sagt, was gut ist und was der Herr von ihm fordert, die ihn verklagt, wenn er getan, was schlecht ist und was der Herr ihm verboten. An jenem großen jüngsten Tag, an dem die Welt gerichtet wird, wird keiner von denen, die in die einige Verdammnis fahren, sein Strafurteil zum ersten Male hören, sondern jeder wird bekennen müssen: das hat mir mein Gewissen schon lange, schon immer gesagt!

Gott ist der Herr der Kreatur, so ist die Kreatur also seine Dienerin, und wie dient sie ihm denn? Die unfreie, weil unvernünftige Kreatur dient ihrem Herrn blindlings, wie aber dienen ihm diejenigen seiner Geschöpfe, die er nach seiner unendlichen Barmherzigkeit mit Geist und Freiheit ausgestattet hat? Von den Geistern in der Höhe belehrt uns die Schrift, dass es gute, selige Geister gibt, die ihrem Herrn als freie Wesen mit so vollkommener Hingebung dienen, dass in Beziehung auf das Dienen die Engel geradezu auf eine Linie gestellt werden können mit Winden und Feuerflammen, und dass es böse unselige Geister gibt, die sich wider ihren göttlichen Souverän empört haben und, indem sie sein wollten wie Gott, zu Teufeln geworden sind. Dass Ein Gott ist, Ein Schöpfer des Universums, das verneinen die Teufel nicht, Atheisten sind sie nicht; die Teufel glauben, dass ein einiger Gott sei und zittern. Was sie verneinen, das ist Gottes Herrschaft, und in diese satanische Verneinung das nach Gottes Ebenbild geschaffene Menschengeschlecht zu verflechten, war und ist der Zweck der ersten und aller Versuchungen der finstern Mächte. „Ihr werdet sein wie Gott,“ so log die alte Schlange der Mutter der Menschen vor, und sie gab sich der Lüge hin und wurde – nicht eine Göttin, sondern eine Sünderin; und wir alle nun, als von der Sünderin geboren, tragen das Prinzip der Verneinung der Herrschaft Gottes in uns. Das erkannten schon die Heiden, indem sie bekannten: Der Mensch strebt immer nach dem Verbotenen. Das lehrt die Schrift, wenn sie sagt: Sie sind alle abgewichen und allesamt untüchtig geworden, da ist nicht der Gutes tue, auch nicht Einer. Wenn nun aber schon ein irdischer Souverän seine Befehle nicht ungestraft verspotten lässt, sondern die Mittel seiner Macht benutzt, um die Widerspenstigen seinen Zorn fühlen zu lassen, wie vielmehr wird der himmlische Souverän, der allerheiligste und allergerechteste König, diejenigen strafen und strafen müssen, die seine Gebote übertreten und wie vielmehr wird er strafen können, da ihm alle Mittel der Allmacht zur Verfügung stehn? Gerechtigkeit muss walten, und sollte darüber

die Welt untergehn, so lautete das Sprichwort eines irdischen Königs; es ist das auch die königliche Devise des Allmächtigen und Allgerechten; und dass er nach ihr auch handelt, das zeigt die ewige, hoffnungslose Unseligkeit der gefallenen Engelswelt, das zeigt jeder Dorn und jede Distel der sündenvollen Erde, das zeigt der ganze, große, breite Strom des Verderbens, der aus dem Quell der Sünde sich über das allgemeine und über das einzelne Menschenleben ergießt.

Soweit unsre geflissentliche Betrachtung über den lieben Gott, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde, den heiligen, gerechten Herrn der Welt, der alles Gute gibt denen, die seine Gebote halten, aber straft, strafen muss, strafen kann, strafen wird und jetzt schon straft alle, die seine Gebote übertreten. Aber ach, kann es denn wirklich unserm Herzen genügen dies pure, nackte Wort, wie Schrift und Natur, Vernunft und Gewissen zusammen es lehren, dies Wort von dem allmächtigen Gott und heiligen Herrn, dessen Befehle übertreten zu haben auch der Leichtfertigkeit nicht leugnen kann? Ach, ich meine, das Menschenherz verlangt mehr, verlangt noch ein andres Wörtlein dazu zu hören – das Wort von Jesu Christo. Paulus hat dies Wort von Christo den Athenern auch hinterdrein gepredigt, und wir werden diesem seinem Wort eine besondere Betrachtung widmen; aber wir können auch diese Betrachtung über den ersten Artikel unsers allerheiligsten Glaubens nicht schließen, ohne auf den Trost des zweiten Artikels zu verweisen. Das ist ja ohne weitere Erinnerung klar, dass, was die Welt von der Liebe Gottes redet, die größer sein soll als seine Gerechtigkeit, also dass, wenn Gott nach seiner Gerechtigkeit seine ungehorsamen Diener eigentlich bestrafen müsste, er doch nach seiner Liebe sie alle trotz ihrer Sünden selig machte, dass dies Gerede nicht bloß gegen die Schrift, sondern auch gegen die Vernunft ist; und in so schillerndem Gewande die Rede von der göttlichen Gutmütigkeit auch auftreten möge, das tiefste Gewissen des Menschen wird immer dagegen protestieren. Es ist ja einig wahr: Gott ist die Liebe; aber es bleibt nicht minder wahr: Gott ist gerecht und heilig. So ist denn Gott eben nicht die gutmütige Liebe, sondern die heilige Liebe, und soll er als der heilig Liebende ungehorsame Diener wieder zu Gnaden annehmen, dann muss von wegen seiner Heiligkeit ihr Ungehorsam durchaus erst gesühnt sein. Aber nicht jede Sünde kann gesühnt werden. Wenn der höllische Gedanke der Auflehnung gegen Gott den Herrn aus den Gründen der kreatürlichen Freiheit als selbst eigene Frucht geboren wird, so ist das die Sünde zum Tode, die Sünde Satans; es gibt keine Erlösung der Teufel, keine Wiederbringung aller Dinge. Eine Sühne der Sünde ist nur möglich, wenn die göttliche Liebe zur göttlichen Gerechtigkeit sagen kann: „Es handelt sich um verführte Kreaturen“ und wenn dann die Liebe fortfährt der Gerechtigkeit zu sagen: „Ich nehme die Strafe der Sünde der Verführten selbst auf mich.“ Wenn aber die göttliche Liebe die Strafe der sündigen Menschheit auf sich nehmen wollte, so konnte sie das doch nicht in ihrer göttlichen Natur, sondern sie musste, um leidensfähig zu werden, die menschliche Natur annehmen. Das aber ist nun eben, was geschehen ist in Jesu Christo, und das eben ist das Evangelium: Also hat Gott die Welt geliebet, dass er seinen eingebornen Sohn gab, auf dass alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben; Gott war in Christo und versöhnete die Welt mit ihm selber und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung. Das Kreuz von Golgatha ist die Versöhnung zwischen der Liebe Gottes, die sich der Sünder erbarmt, und zwischen der Gerechtigkeit Gottes, die die Sünde bestrafen muss. So ist das Kreuz von Golgatha auch die Versöhnung zwischen der sündigen Menschheit und ihrem Schöpfer und Herrn. Wer an dem Kreuze des Erlösers glaubenslos vorübergeht, muss als eine undankbare Kreatur und als ein ungehorsamer Diener in den Kerker geworfen werden. Wer das Kreuz des Erlösers umklammert, der erlangt um Christi willen

Vergebung seiner Sünden und empfängt den kindlichen Geist, in welchem er den allmächtigen Schöpfer seinen Vater und den Herrn der Welt seinen Retter und Freund nennen kann; der empfängt in dem heiligen Geist auch die Kraft – ach dass die Gläubigen dieser Tage diese Kraft nur besser benützten! – dem großen Gott des Himmels und der Erde zu dienen im Geist und in der Wahrheit mit einem dankbaren Leben. Dem großen Gott, in Christo aber kraft des heiligen Geistes dienen, das ist die Freiheit, die wahre, die einzige Freiheit.

Amen

VI.

Die Menschheit eine Familie.

Apostelgeschichte 17,26 – 29

Gott hat gemacht, dass von Einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen, und hat Ziel gesetzt, zuvor versehen, wie lange und weit sie wohnen sollen, dass sie den Herrn suchen sollten, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten. Und zwar ist er nicht ferne von einem jeglichen unter uns. Denn in ihm leben, weben und sind wir, als auch etliche Poeten bei euch gesagt haben: Wir sind seines Geschlechts. So wir denn göttlichen Geschlechts sind, sollen wir nicht meinen, die Gottheit sei gleich den goldenen, silbernen und steinernen Bildern, durch menschliche Gedanken gemacht.

Paulus predigt den Athenern nicht nur den unbekanntem Gott, sondern auch die unbekannte Menschheit.

So sonderbar es zunächst klingen mag, so hat es doch seine buchstäbliche Wahrheit: so wenig die in Künsten und Wissenschaften wohl bewanderten Athener den lebendigen Gott kannten, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde, ebenso wenig kannten sie die Menschheit und den Menschen. Gleichwie sie den Einen, unteilbaren Gott in eine bunte Vielheit von untereinander eifersüchtigen und sich befehrenden Göttern verwandelt hatten, ebenso hatten sie auch die eine und einige Menschheit zerspalten in eine Vielheit feindlicher Nationen; nur sie selber, die Griechen, galten sich eigentlich als rechte Menschen; alle andern Völker waren ihnen Barbaren, an die sie sich durch kein Band der Gemeinschaft geknüpft wussten. Aber auch innerhalb der eignen Nation noch machten sie einen bösen Unterschied zwischen Mensch und Mensch; nur der freie Grieche galt als Inhaber der vollen Menschenwürde; der Knecht dagegen, der Sklave, galt wenig mehr als eine Sache, die man ausnützte, bis sie nicht mehr zu gebrauchen war; einer der größten Philosophen Griechenlands, Aristoteles, bemerkt ausdrücklich, dass zu einem Sklaven ebenso wenig ein Verhältnis der Liebe oder Freundschaft stattfinden könne, als zu einem Pferde oder Ochsen. Aber auch die Frauen waren in Griechenland eigentlich ausgeschlossen von dem menschenwürdigen Dasein, nur der freie griechische Mann hatte auf die volle und ganze Menschenwürde Anspruch; das Weib war mehr des Gebieters unfreie Magd, als des Mannes freie Gehilfin. Unter dem Regimente der Götter Griechenlands war von einer sittlichen Gleichberechtigung der Menschen und Völker nicht die Rede; darum konnte auch nicht die Rede sein von einem gleichen Ausgang, von einer gemeinschaftlichen Verschuldung, von einem gemeinsamen Retter, von gemeinsamen Zielen. Diejenigen, die heutzutage sehnsüchtig nach den Göttern Griechenlands zurückblicken und in dem griechischen, von Gott emanzipierten Leben das Eldorado der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit erblicken, sind schlecht unterrichtet und sprechen wie die Blinden von den Farben. Die alten Griechen hatten Freiheit – nämlich für die Herren, die Andern waren Sklaven; die alten Griechen verbatnen sich sehr die Gleichstellung mit den Barbaren und hatten von

einem Bruderbund aller Menschen auch nicht eine leise Ahnung. Wer eben Gott nicht kennt, kennt auch die Menschen nicht; wer im Himmel nicht zu Hause ist, der lernt auch auf Erden nicht Bescheid; wer den Allmächtigen nicht fürchtet, dem ist auch nicht zu traun in seinem Umgang mit Menschen. Ja Athen war der große Gott unbekannt, darum auch der Mensch und die Menschheit. Kein Wunder also, dass Paulus, nachdem er den Athenern den ihnen unbekanntem Gott als den Schöpfer und Herrn der Welt verkündet hat, ihnen weiter auch die ihnen unbekanntem Menschheit bekannt und klar zu machen sucht.

Er musste ja das auch um deswegen tun, weil der Gott, der die Welt gemacht hat und alles, was darinnen ist, und ein Herr ist des Himmels und der Erde, nach seinem Wesen und Walten immer noch unverstänlich bleiben muss, so lange das Verhältnis, in welchem er zur Menschheit und die Menschheit zu ihm steht, nicht richtig erfasst ist. Der der Schöpfer und Herr der Welt ist, ist auch der Lenker und Regierer der Welt, insbesondere der Menschenwelt, so predigt Paulus im Fortgang seiner areopagitischen Rede, und das kann er eben nicht besser predigen, als dass er die richtige Anschauung vom Menschen und von der Menschheit entwickelt. Er tut das mit derselben heiligen Kunst apostolischer Liebe, mit der er seine Predigt begonnen hat. Gerade so wie er bei seiner Verkündigung des wahren Gottes so weit zu den Athenern hinabstieg, wie er nur immer konnte, indem er an den Altar für die unbekanntem Gottheit anknüpfte, den seine Augen in irgend einem Winkel Athens erspäht hatten; so gräbt er auch nun bei seiner Lehre von dem Wesen und Wert der Menschheit den Brunnen der bei den Heiden verschütteten Wahrheit auf und ruft ihnen ihre eignen alten Dichtersprüche zu, wie den: „Wir sind göttlichen Geschlechts,“ weil sich darin noch so etwas wie ein Nachklang der verstummen Offenbarung entdecken ließ. Ach, dass doch auch unsre Prediger es immer besser lernten, die Trümmer des Christentums mitten aus dem vorhandenen Heidentum unsrer Tage zu sammeln und daran anknüpfend in aller Sanftmut zu predigen: O ihr Kinder dieser Zeit, die ihr von der heilsamen Wahrheit so weit abgekommen seid, sehet doch nur, wie herrlich noch die Trümmer sind, die ihr euch noch gerettet habt; sind aber selbst die Trümmer noch so herrlich, wie herrlich muss nun doch erst die feste Burg der seligmachenden Wahrheit sein, die ihr verlassen habt; ach kehret wieder, kehret wieder, ihr Verirrten, von der Finsternis des Zweifels zu des Glaubens wunderbarem Licht!

Gott hat gemacht, dass von Einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen, das ist der Satz, mit welchem Paulus seine apostolische Lehre vom Menschen und der Menschheit eröffnet. Das Eine Blut, aus dem ihm die ganze Menschheit entsprossen ist, ist das Blut Adams; in diesem Einen Blut sieht Paulus die einig Wurzel, aus welcher der große Baum der Menschheit mit allen seinen Ästen und Zweigen, Früchten und Blättern hervorgewachsen ist. Die Menschheit in allen ihren Geschlechtern und Personen das Eine einig Geschlecht Adams, die Menschheit eine einzige Familie, das ist Pauli erster Lehrsatz in seiner Verkündigung von Gottes Walten in der Menschenwelt, ein Lehrsatz, mit der die ganze Bibel steht und fällt von 1. Mose 1 an, wo die Erschaffung des ersten Menschen erzählt wird, bis Offenbarung Johannis am letzten, wo das Wohnen der verklärten Menschheit am krystallinen Meere beschrieben wird. Die Menschheit eine einzige Familie: mit diesem Lehrsatz stößt Paulus alle Träume der alten Heiden über den Haufen, nach welchen jedes Volk seinen eignen Urahnem hatte, der dem vaterländischen Boden entsprossen sein sollte. Mit diesem Lehrsatz fegt er auch hinweg alle naturwissenschaftlich sein sollenden Phantasien der neuen Heiden mitten im Christentum, nach welchen der Ursprung der Menschheit in der höheren Fortbildung gewisser Tiere gefunden wird. Mit

diesem Satz vernichtet Paulus auch die ernstlicher gemeinten Theorien derjenigen Naturforscher unsrer Tage, die die gegenwärtige, unleugbare Verschiedenheit der Menschenrassen als eine ursprüngliche ausgeben und darum in Adam nur den Stammvater der Weißen sehn, während sie für die Neger, die Mongolen, die Malaien, die Rothäute besondere Stammväter erdenken. Der emsige Fleiß und die gewissenhafte Beobachtung der Naturforscher kann und soll uns ja lehren, wie Menschen und Dinge jetzt beschaffen sind; aber wie sie vor sechstausend Jahren gewesen sind, das bringt auch der feinste Verstand, auch die tiefste Forschung nimmermehr an's Licht, dahin dringen keine Lupen und keine Fernrohre; und zu schließen: „wie es jetzt ist, so ist es immer gewesen,“ ja das erlaubt man dem törichten Kinde, aber nimmermehr dem ernststen Manne, der abgelegt haben soll, was kindisch ist. Wie es am Anfang gewesen, das kann uns nur Gott offenbaren, und Gott offenbart uns in der Bibel, dass es am Anfang eben ganz anders gewesen, als es dermalen ist, dass die heutige Vielheit der Rassen und Geschlechter der Menschen einst ihre Einheit gehabt hat in Adam, dem erstgeschaffnen Menschen. Aber man hört sagen: Das mögen doch die Gelehrten ausmachen; für die Religion und das religiöse Leben ist es ganz gleichgültig, ob die Menschheit von Einem Menschen oder von mehreren oder von vielen abstammt. Allein wenn das allerdings für die Religion ohne Belang ist, ob sich die Erde um die Sonne oder die Sonne um die Erde dreht, ob die Sterne, wie der größte Philosoph unsers Jahrhunderts behauptete, nur ein Ausschlag am Himmel oder ob sie, wie andre wollen, bewohnte Welten sind; wenn wir das ruhig der Naturwissenschaft überlassen können, dass sie es ausmacht, wenn sie es kann: so ist doch die Frage, ob die Menschheit von dem Einen Adam abstammt oder nicht, eine religiöse Frage im aller eminentesten Sinne, der gegenüber kein Christ sich auf den Standpunkt der Neutralität zurückziehen darf.

Denn ist die Einheit des Menschengeschlechts ein Wahn, dann fällt zunächst die Bibel hin. Das steht auf dem ersten Blatt der Bibel und das wird auf allen ihren Blättern vorausgesetzt oder wiederholt, dass Gott der Herr den ersten Menschen Adam schuf und ihm und seinen Nachkommen den Erdball anvertraute. Ist das nun ein Irrtum, ist das nun nicht wahr, nun dann ade du frommer Glaube an die Bibel als an das Buch der Offenbarungen Gottes! Ein Buch, das schon auf seinem ersten Blatte eine grelle Unwahrheit berichtet, und diese Unwahrheit nicht nur niemals widerriefe, sondern fort und fort wiederholte, solch' ein Buch das könnte ja nimmermehr von Gott sein, das wäre ein Menschenbuch und noch dazu ein Lügenbuch. Ist aber erst die Bibel gefallen, was bleibt dann überhaupt wohl noch stehn? Stammt das Wort: „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf dass dir's wohlgehe,“ aus einem irrtumsvollen Buch, dann ade kindliche Pietät! Kommt das Wort: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit,“ aus einem Lügenbuch, ja predigt das nur den Leuten, und ihr habt die Revolution an allen Enden der Welt! Ist die Bibel ein Fabelbuch, was ist dann das auch für ein Gott im Himmel, der das zugegeben hat, dass für dieses Buch gerade die edelsten Seelen der letzten zwei Jahrtausende Leben und Lieben, Gut und Blut eingesetzt haben? Wer uns die biblische Lehre von der Abstammung der ganzen Menschheit von Adam verdächtigt, der verdächtigt uns die ganze Bibel und ihre gesamte Lehre, der verdächtigt uns den großen Gott im Himmel selbst. Darum Fuß beim Mal, und von dem Satze nicht gewichen, den Paulus in Athen predigt: Gott hat gemacht, dass von Einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen!

Ist die Einheit der Menschheit ein Wahn, dann fällt noch mehr, dann fällt auch die Liebe hin! Wer ist mein Nächster? so fragte jener Schriftgelehrte, und der Herr erzählte ihm die Geschichte von dem barmherzigen Samariter. Aber warum sah denn der Samariter in dem ausgeplünderten Juden, der am Wege lag, seinen Nächsten? Warum

verband er ihm seine Wunden und verpflegte ihn? Darum, weil er trotz alles Volksunterschiedes, trotz alles Nationalhasses in dem Unglücklichen einen Sprossen desselben menschlichen Blutes, einen von derselben Mutter geborenen Bruder sah. Aber wird die kluge Welt in dem barmherzigen Samariter nicht einen armen, gutmütigen Träumer sehen müssen, wenn ihr das erst als unumstößliche Wahrheit gepredigt wird, dass wir Menschenkinder alle nichts weniger, als blutsverwandt sind, dass zum Exempel der Neger Afrikas zu einer gar andern, niedrigeren Erdenfamilie angehöre, als der gebildete Weiße? Wie kann ich denn noch jemand als mich selber lieben, mit dem ich schlechterdings nichts weiter gemein haben soll, als einige äußerliche Ähnlichkeiten? Es sprechen es ja denn auch jetzt schon manche Leute, denen Adam eine mythische Person ist, ziemlich unverhohlen aus, dass die Barmherzigkeit, die man so lange für eine Tugend gehalten habe, zu den Seelenstörungen gehöre, die der Weise von sich fern zu halten suche, dass jeder nur sich selbst der Nächste sei und mit der Liebe zu sich selbst vollauf zu tun habe. Ja, man zerschneide nur das biblische Familienband der Menschheit, so wird man nach einigen Menschenaltern die Menschenliebe nur noch in alten Wörterbüchern finden, aber nicht mehr im Leben. Soll im Völkerleben, im geselligen Leben, im häuslichen Leben nicht alles, alles dem großen Moloch des kleinen Ich, dem Egoismus, geopfert werden; soll die Königin der Liebe mit dem Geleite ihrer barmherzigen Schwestern nicht die irdischen Fluren verlassen: dann muss jeder, der noch ein fühlendes Herz hat, für den Satz Pauli, für den Satz der Schrift einstehn, dass die Menschheit eine einzige Familie ist.

Gott hat gemacht, dass von Einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen, so lehrt Paulus. Auf dem ganzen Erdboden? Aber Adam, der Urahn aller Menschen, hat im Paradiese gewohnt! Und Gott hat, so lehrt Paulus weiter, Ziel gesetzt und zuvor versehen, wie lange und wie weit sie wohnen sollen. Aber Adam, der Völkervater war nicht mit solchen Zielen und Grenzen geschaffen, sondern nach Gottes Bild, und Gott ist ewig ohne Ziel und Grenze! dass sie den Herrn suchen sollten, so lehrt Paulus, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten. Aber Adam, der Stammvater, brauchte ja Gott nicht erst zu suchen, Gott wanderte bei ihm im Garten Eden; seine Nachkommen, wenn sie Gott erst suchen müssen, haben also Gott nicht mehr, haben Gott – verloren. Ja, so ist es, wie aus diesen Worten Pauli, so geht es aus der ganzen Schrift hervor: Das Geschlecht Adams, die Menschheit dieser Erde, hat ihren Gott verloren, hat das ewige Leben, verloren, hat das Paradies verloren; die Menschheit ist eine verarmte Familie.

Das moderne Heidentum stellt die Weltgeschichte auf den Kopf und träumt von unvollkommenen Urzuständen, aus denen heraus sich die Menschheit in allmählichem Gange zu immer reicherer Vollkommenheit entwickelt habe, und die die Jüngsten sind, blicken triumphierend auf die Vergangenheit und brüsten sich in dem Hochgefühl, es so herrlich weit gebracht zu haben, viel weiter als die Väter. Das antike Heidentum dagegen, das dem Anfang aller Dinge um zwei tausend Jahre näher stand, hatte sich noch einen Rest der Erinnerung an bessere Zeiten bewahrt; die alten Heiden erzählten wie traumumfangen von einem goldenen Zeitalter, das am Anfang der Tage gewesen, das aber bald dem silbernen Zeitalter hätte weichen müssen, und auch dieses sei schon längst dahin, und das eiserne sei jetzt vorhanden. Was so bei den alten Heiden als eine dunkle Nachempfindung sich regte, das spricht die heilige Schrift entschieden und rückhaltlos und mit sicherer Klarheit aus. Gott, der große Gott, er war der Schatz über alle Schätze, den Adam besaß und durch dessen Besitz ihm sein Leben zur goldnen Ära wurde; der Allmächtige tat sich so nahe zu ihm und redete mit ihm, wie ein Freund mit seinem Freunde, und der Allmächtige konnte solches tun, denn er hatte dem Menschen selber

eine gottverwandte Natur gegeben, er hatte den Menschen ihm zum Bilde geschaffen, zum Bilde Gottes schuf er ihn. Aber diese selige Gemeinschaft mit Gott, schon Adam selbst hat sie verloren, durch eigene Schuld, wenn auch nicht durch eigenen Antrieb verloren. Zerrissen ist das Band zwischen dem Menschen der Erde und dem Gotte des Himmels seit dem Sündenfall des Stammvaters; eine gefallene, von Gott abgefallene und darum von Gott geschiedene Familie ist das adamitische Geschlecht. Zwar nicht aus der Machtsphäre Gottes sind wir durch den Sündenfall herausgefallen, vielmehr auch als gefallene Menschen leben, weben und sind wir in Gott, wie alles, was da ist. Unsre Existenz ruht in ihm, der der Grund und Quell alles Lebens ist; jedermanns Stand hat Bestand allein in Gott, der der Träger aller Dinge ist; dass wir Augen, Ohren, Vernunft und alle Sinne haben, dass wir zu denken und zu sprechen vermögen, liegt an dem Odem, den Gott dem erst geschaffnen Menschen einhauchte und der die ganze Menschheit noch heute durchweht. Aber aus dem Verhältnis der Kindschaft zu Gott sind wir durch den Sündenfall herausgefallen; das Bild Gottes, nach welchem Adam geschaffen ward in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit, haben wir verloren und tragen statt dessen das Bild des gefallenen Adam, nämlich die angeborne, böse Art und inwendige Unreinigkeit des Herzens, die böse Lust und sündliche Neigung; so sind wir von Natur Gottes verlorne Kinder, die das väterliche Erbgut umgebracht haben. Die Sünde, die Sünde hat die Geschlechtszüge unseres göttlichen Ursprungs verzerrt und verunstaltet. Man schaue das Leben und Treiben der Menschen an, wie es tagtäglich rings um uns zu sehen ist, und man wird nicht viel Göttliches schauen; die allermeisten Menschen leben ohne Gott in der Welt, und manche wetteifern mit den Tieren siegreich in Gemeinheit, ein trauriger, aber schlagender Beweis, dass wir einer sehr heruntergekommenen Familie angehören. Die Menschheit, die die Bande zerrissen und die Seile von sich geworfen hat, mit denen der ewige Gott im Anfang der Tage sie umschlang, ist eine verarmte Familie.

Wie lange und wie weit die Menschen wohnen sollen auf Erden, ist ihnen von dem Gotte, der die Macht hat, vorherbestimmt. Ach, sie wohnen und bewegen sich nicht lange in den engen Grenzen des ihnen bestimmten Raumes! Auf ewiges Leben, war Adam angelegt als nach dem Bilde des einigen Gottes geschaffen, und den brennenden Durst nach Ewigkeiten trägt auch die gefallene Menschheit selbst in ihren gesunkensten Gliedern in sich, aber rasch tritt der Tod den Menschen an, den gefallenen Menschen. Noch immer nicht hat sich die Menschheit an den Tod gewöhnt, obwohl er nun schon sechs Jahrtausende hindurch ein Leben nach dem andern zerschneidet. „Gleichwie die Blätter der Bäume, so sind die Geschlechter der Menschen,“ so klagte einst der alte, griechische Dichter Homer; und der deutsche Dichter Herder weinte seine bitteren Tränen, als er den griechischen Vers zum ersten Male las. Aber auch die heiligen Sänger des alten Bundes klagen dieselbe Klage. „Du lässtest die Menschen dahinfahren wie einen Strom und sind wie ein Schlaf, gleichwie ein Gras, das doch bald welk wird, das da frühe blühet und doch bald welk wird und des Abends abgehauen wird und verdorret. Das macht Dein Zorn, dass wir so vergehen, und Dein Grimm, dass wir so plötzlich dahin müssen.“ Unsre christlichen Kirchenlieder klagen dasselbe: „Alle Menschen müssen sterben, alles Fleisch vergeht wie Heu! Ach wie nichtig, ach wie flüchtig ist des Menschen Leben! Wie ein Nebel bald entstehet und auch wieder bald vergehet, so ist unser Leben, sehet!“ Aber der Tod ist es nicht allein, der die Menschen ängstigt, er hat vielmehr noch ein großes, schwarzes Trauergefolge bei sich, Krankheit und Jammer und Qual und Not. „Wie merkwürdig ist das doch, bemerkte einmal ein Naturforscher, dass Pflanzen und Tiere einen so leichten Tod und die Menschen einen so schweren Tod haben, da muss irgendwo – ein Loch in der Schöpfung sein.“ „Ja doch, wurde ihm zur Antwort, da ist auch ein Loch in der Schöpfung, und die Sünde hat es gebohrt; durch Adams Fall ist ganz verderbt menschlich Natur und

Wesen und ist eine Natur des leidvollen Lebens und des schmerzlichen Sterbens geworden.“ Die Menschheit ist eine verarmte Familie, denn sie hat das ewige Leben verloren und dafür Not und Tod eingetauscht.

Auf dem Erdboden wohnen die Menschen, bis sie sterben, und auf was für einem Erdboden! Nicht auf jenem mehr, der bewässert war von den vier Strömen, an denen allerlei Bäume standen lustigen Ansehens, und auf welchem sich Löwen so gut als Lämmer zu des Menschen Füßen schmiegt, Adler so gut als Tauben ihn freundlich umschwebten; sondern auf dem Acker, über den Gott gesprochen: „Verflucht sei der Acker um deinetwillen, mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Leben lang; Dornen und Disteln soll er dir tragen und sollst das Kraut auf dem Felde essen.“ Das Paradies, wo die Bäume heller grünten, wo die Blumen süßer dufteten, wo die Früchte rascher reiften, wo die Lüfte milder wehten, wo die Tiere keine Würger waren und wo es keine Gräber gab, das Paradies ist der Menschheit abhanden gekommen. Die Menschheit ist eine Emigrantenfamilie geworden, verbannt und vertrieben von den Fluren der schönen Heimat, umherirrend im Elende der Fremde ohne bleibende Stadt; sie ist eine entthronte Königsfamilie geworden, die, weil sie sich gegen ihren Gott empört hat, nun die Empörung der Elemente und die Rebellion der niederen Kreatur erleiden muss. Ohne Kindesverhältnis zu Gott, ohne das den tiefsten Bedürfnissen des Herzens entsprechende ewige Leben und ohne Paradies, so wandert die Menschheit dahin, und ein Geschlecht begräbt das andere. Die Menschheit eine verarmte Familie!

Aber warum hat denn doch der große Gott das adamitische Geschlecht auch nach dem Falle noch auf Erden wohnen, ja sich mehren und ausbreiten lassen? Warum hat er doch den Geschlechtern, die aus Adams Blut entsprossen sind, festgesetzt verordnete Zeiten und die Grenzen ihres Wohnens? Paulus antwortet: dass sie den Herrn suchen sollten, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten, und zwar er ist nicht ferne von einem jeglichen unter uns. Der die Menschheit aufgespart hat, dass sie ihn suche, lässt sie suchen, dass sie ihn finde, wiederfinde und mit ihrem Gotte auch das ewige Leben wiederfinde und auch das verlorne Paradies für die Ewigkeit der Ewigkeiten. So dunkel die Linie des zeitlichen Lebens ist, es ist doch nicht bloß ihr Anfang ein lichter, goldner Punkt gewesen, sondern auch ihr Endpunkt wird überaus glänzend und herrlich sein. Die Menschheit ist eine Familie, die noch eine große Zukunft hat.

Den Athenern freilich hatte ihr Suchen nichts geholfen, aber wahrlich sie haben auch wenig und gar schlecht gesucht. So gewaltig auch der Allmächtige in die griechische Völkergeschichte eingriff, sie haben weder im Glück, noch im Unglück, weder in ihren Siegen, noch in ihren Niederlagen Taten göttlicher Güte, Taten göttlichen Gerichts erkannt. Obwohl etliche ihrer Poeten wie in einem Kindertraume stammelten: wir sind seines Geschlechts, obwohl etliche ihrer Weisen wie im Finstern hierhin und dorthin im Suchen übermenschlicher Mächte die Hand zum Fühlen und Betasten ausstreckten; so brachten sie es doch nimmer zu dem: „Schwing' dich über die Natur,“ so meinten sie doch immer, die Gottheit sei gleich den goldenen, silbernen und steinernen Bildern, durch menschliche Gedanken gemacht. Freilich der große Gott hatte sich ihnen, ehe Paulus zu ihnen kam, auch noch nicht in Christo geoffenbart. Uns aber ist der Allmächtige längst so nahe getreten, wie der heilige Gott überhaupt einem sündigen Menschen nahe treten kann, uns hat er sich geoffenbart in seinem eingebornen Sohne Jesus Christus, der uns den Vater zeigt in ihm selber – Philippe, spricht er, wer mich siehet, der siehet den Vater! – und sich zugleich uns allen darbietet als den wahren, lebendigen Weg zum Vater gemäß seinem Worte: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. In Jesu Christo, in dem

Gott und die Menschheit in Einem vereinet, ist der Menschheitsfamilie ein neues Haupt gegeben, ein zweiter Adam, wie Paulus das an andern Orten predigt, der alles wieder gut macht, was der erste Adam schlecht gemacht, der den Sündenfall ausgeglichen hat durch den Opfertod am Kreuzesstamm und der, gleichwie der erste Adam alle, die durch die fleischliche Geburt von ihm abstammen, in sein Verderben verwickelt hatte, so seinerseits als der andre Adam alle, die durch die Wiedergeburt von ihm abstammen, zu Miterben seiner Seligkeit macht. Der Glaube an diesen zweiten Adam, der Glaube an Jesum Christum – natürlich nicht der Lippenglaube einer toten Orthodoxie, auch nicht der Gefühlsglaube sentimentaler Seelen, die ein christlich gefärbtes Sonntagsleben und ein welttrunkenes Wochenleben führen, sondern – der Lebensglaube an Jesum Christum führt die Menschheit, die einzelne Generation, den einzelnen Menschen wieder zu Gott, zum ewigen Leben, zum Paradies.

Aber sie glauben eben nicht alle an Jesum Christum, so gelangen sie auch nicht alle, lange nicht alle in den Wiederbesitz der verlorenen Schätze der Menschheit. Es geht in der Weltgeschichte gerade so zu, wie am Tage von Golgatha: der gekreuzigte Jesus Christus thront in der Mitte; zu seiner Linken der spottende Schächer, der bis ins letzte Stündlein hinein Christum verachtet und darum als ein unversöhntes, unwiedergebournes Adamskind empfängt, was seine Taten wert sind, das ewige Verderben; zu seiner Rechten der bekehrte Schächer, der an Christum von ganzem Herzen glaubt und mit ihm zur Gemeinschaft Gottes ins Paradies eingeht. Dem Schächer zur Linken gleichen die Einen und rechnen es sich meist noch zur Ehre, dass sie in religiösen Fragen auf der linken Seite stehn; sie gehen dahin ohne Glauben an das Blut der Vergebung; sie sind elend, wenn sie reich sind: hier alle Tage herrlich und in Freuden, dort eine Ewigkeit voll Qual und Leiden; sie sind doppelt elend, wenn sie arm sind: sie haben schon in dieser Zeit viel Jammer und Not und dort in der Ewigkeit Jammer und Not ohne Ende. Dem Schächer zur Rechten gleichen die Andern und preisen es in Demut: Mir ist Erbarmung widerfahren, Erbarmung, deren mir nicht wert; sie haben die durchgrabene Hand, die ihr Retter nach ihnen ausstreckt, ergriffen, und diese Hand führt sie zu Gott, zum ewigen Leben, zum Paradies.

Mit Gott zuerst söhnt Jesus Christus kraft seines heiligen Verdienstes alle aus, die Buße tun und an ihn glauben. „Lasset euch versöhnen mit Gott!“ so lautet der lockende Ruf, den der Heiland durch den Mund seiner Apostel und Prediger an jedermann ergehen lässt, und die diesem Rufe folgen, machen alsbald die selige Erfahrung, dass Jesus hält, was er verspricht. Aus dieser Erfahrung heraus bezeugt Paulus: Nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesum Christum. Aus dieser Erfahrung heraus grüßt Petrus die christlichen Gemeinden als die mit ihm eben denselbigen teuren Glauben überkommen haben in der Gerechtigkeit, die unser Gott gibt und unser Heiland Jesus Christus. Aus dieser Erfahrung heraus jubelt Johannes: Sehet, welch' eine Liebe hat uns der Vater erzeiget, dass wir Gottes Kinder sollen heißen! Aus dieser Erfahrung heraus singt die gläubige Gemeinde: Ein Wohlgesalln Gott an uns hat, nun ist groß Fried' ohn' Unterlass, all' Fehd' hat nun ein Ende. Indem der Heiland die Seinen nun mit Gott versöhnt, versetzt er sie zugleich aus dem vergänglichen Leben in das Element des ewigen Lebens, das kein Tod zerschneiden kann, gleichwie er die Macht vom Vater empfangen hat über alles Fleisch, auf dass er das ewige Leben gebe allen, die ihm der Vater gegeben hat, so dass sie bekennen können: Wir sind gewiss, dass weder Tod noch Leben, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges uns scheiden mag von der Liebe Gottes, die in Jesu Christo ist, unserm Herrn. Zuletzt aber nach einer Prüfung kurzer Tage führt das Haupt, das seine Glieder nicht lässt, in sein himmlisches Paradies ein; und wenn die Tage der Menschheit – denn auch sie sind gezählt – einst alle vollendet

sind, dann senkt sich auf die durch Feuer gereinigte Erde das Paradies vom Himmel hernieder zum ewigen Wohnplatz aller durch Jesum Christum geretteten gläubigen Adamskinder. Das ist die große Zukunft der Menschheit, die Eine Herde unter dem Einen Hirten auf der neuen Erde unter dem neuen Himmel. Dahin geht die Weltgeschichte, und einen andern Sinn hat sie nicht, als dass die suchende Menschheit im zweiten Adam wiederfinde, was sie im ersten Adam verloren hat, ihren Gott, ihr ewiges Leben, ihr Paradies. Das ewige Gefundenhaben, das wird die ewige Seligkeit sein; selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden.

Amen

VII.

Der Gottmensch.

Apostelgeschichte 17,30.31

Und zwar hat Gott die Zeit der Unwissenheit übersehen; nun aber gebietet er allen Menschen an allen Enden Buße zu tun; darum dass er einen Tag gesetzt hat, auf welchem er richten will den Kreis des Erdbodens mit Gerechtigkeit durch einen Mann, in welchem er's beschlossen hat, und jedermann vorhält den Glauben, nachdem er ihn hat von den Toten auferwecket.

Die erhabene Predigt, die Paulus auf dem Areopag den Athenern gehalten hat, hat einen Schluss, der dem feierlichen Abendrote gleicht, mit dem ein prächtiger Sommertag endet, oder der großartigen Kuppel, die sich über einer majestätischen Kathedrale wölbt. Der Apostel hat ja wider Willen seine Rede plötzlich abbrechen müssen, weil die leichtfertigen Athener ihn nicht weiter reden ließen, dennoch ist es durch den heiligen Geist also gefügt, dass, wenn auch der apostolische Redner selber mit seinen Worten noch nicht am Ende sein mochte, doch seine Rede zu einem entsprechenden herrlichen Abschluss gekommen ist. Paulus hatte den Athenern zuerst den unbekanntem Gott gepredigt, er hatte den weisheitstrunkenen Großstädtern zunächst gesagt, womit unsre Kinderlehre anfängt, dass Ein Gott ist, der Himmel und Erde erschaffen und darum auch über Himmel und Erde und alles, was darin lebt und webt, zu gebieten hat. Paulus hatte den Athenern sodann die unbekanntem Menschheit gepredigt, er hatte den mit klassischer Weltbildung über und über getränkten Hörern gesagt, was bei uns jedes Kind weiß, dass Gott gemacht hat, dass aus Einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem Erdboden wohnen. Zum dritten und letzten predigt Paulus nun den Athenern den unbekanntem Mann, in welchem Gott und die Menschheit in Einem vereinet, der der Mittler ist zwischen Gott und Menschen und der Führer der Menschheit zu Gott, den Gottmenschen. Ihn kannten ja die Athener am allerwenigsten, viel weniger noch als sie Gott und als sie die Menschheit kannten; und doch gerade ihn mussten sie am allermeisten kennen lernen, wenn sie aus dem griechischen Unwesen in das wahre menschenwürdige Wesen, wenn sie aus dem eitlen Götterdienst in den seelenvollen Gottesdienst kommen wollten. Pauli Predigt wäre nicht eine christliche gewesen, wenn er nur von Gott und nur von der Menschheit gepredigt hätte; was eine Predigt erst zu einer christlichen macht, das ist das Zeugnis von dem, den Gott gesandt hat für die Menschheit zu sterben, damit die Menschheit durch seinen Tod das Leben habe, das Zeugnis von dem, der in der Fülle der Zeit vom Vater gekommen ist zur Erlösung der Menschen, und der am Ende der Zeit wieder kommen wird vom Vater zum Gericht über die Menschen, das Zeugnis vom Gottmenschen. Mit diesem spezifisch christlichen Zeugnis, zu welchem er sich durch alles Frühere nur den Weg gebahnt hat, schließt Paulus seine Predigt in Athen.

Man muss ja sagen, was Paulus in den Schlussworten seiner atheniensischen Rede, von dem Gottmenschen predigt, ist nur ein kurzes, sehr kurzes Wort. Wenn es

auch, so kurz es ist, alles Hauptsächliche enthält, was von Jesu Christo dem Menschen zu seinem Heil zu wissen nötig ist, so ist es doch nicht zu fassen, dass sich auf dies kurze Wort von Christo hin Dionysius und Damaris und die Andern zum christlichen Glauben haben bekennen können. Wir müssen vielmehr annehmen, dass Lukas uns nicht die ganze, vollständige Rede Pauli, sondern nur ihren Kern, ihre Quintessenz, überliefert hat, und ferner dass Paulus sich in seinem Schlusswort auf bereits weitläufiger Auseinandergesetztes bezog. Schon ehe die Menge ihn auf den Richtplatz zog, hatte der Apostel ja mit den Einzelnen in der Schule und auf dem Markte das Evangelium von Jesu und von der Auferstehung durchgenommen, wie uns das Lukas ausdrücklich sagt. So werden auch wir das Recht haben, vielmehr die Pflicht, den feierlichen Schluss der paulinischen Predigt mit dem Ganzen des Evangeliums in Verbindung zu bringen und aus diesem Ganzen und Vollen heraus die erhabene Person des Gottmenschen zu betrachten.

Wer ist Jesus Christus? Wer ist Er, gegen dessen Gemeinde einst Paulus wütete mit Drohen und Morden, und von dessen milder Majestät überwältigt derselbe Paulus gepredigt hat bis in den Tod durch Neros Schwert, dass nur die Buße und der Glaube an ihn den Menschen und Menschheit vom Verderben erretten könne? Jesus Christus ist – ein Mann, sagt Paulus in Athen, ein Mann, den Gott von den Toten auferweckt hat, der zuvor also zu den Toten gefahren, gestorben ist, wie alle Menschenkinder. Ein Mann ist er, geboren von einem Weibe und unter das Gesetz Mosis getan, also ein Mann von jüdischer Abkunft, so predigt Paulus den Galatern. Ein Mann ist er mit Fleisch und Blut, so schreibt Paulus an die Hebräer, der allerdings den andern Menschen gleich und auch versucht ist allenthalben wie sie, nur ohne Sünde; ein Mann, der in den Tagen seines Fleisches Gebet und Flehen mit starkem Geschrei und Tränen geopfert hat zu dem, der ihm vom Tode konnte aushelfen; ein Mann, der an dem, dass er litte, Gehorsam gelernt hat. So, als einen Mann wahrhaftiger Art, der geboren ist, sich entwickelt hat und gestorben ist, nur dass er ohne Sünde war und dass er am dritten Tage auferstanden ist, schildert ihn das ganze neue Testament. „Ihr Männer von Israel, so heißt es in der allerersten apostolischen Predigt, in der Pfingstpredigt Petri, höret diese Worte: Jesum von Nazareth, den Mann von Gott, unter euch mit Taten und Wundern und Zeichen beweiset, denselben habt ihr genommen und angeheftet und erwürget, den hat Gott auferwecket.“ Als einen Mann wie andre Männer, nur ohne Sünde und mit der Kraft, den Tod zu überwinden, bezeichnet Jesus Christus sich selbst; wenn er sich mit der ihm stets geläufigen Selbstbezeichnung des Menschen Sohn nennt, so fasst er sich damit mit allen andern Menschen zusammen als Einen unseres Geschlechts, nur dass er fragt: Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen? und dass er auf sich selberweisend spricht: Brechet diesen Tempel, und am dritten Tage will ich ihn aufrichten. Als einen wahrhaftigen Menschen, von der Jungfrau Maria geboren, der das Leben gelebt hat wie wir, nur sündlos, der gestorben ist, wie wir sterben müssen, nur dass er am dritten Tage auferstanden ist, hat auch die heilige christliche Kirche aller Zeiten ihren Herrn begriffen und singt ihm entgegen: Gelobet seist Du Jesus Christ, dass Du Mensch geboren bist!

Aber er ist nicht nur ein Mensch. Die in ihm einen bloßen Menschen sehen, wenn auch einen Menschen von ungeheuren Dimensionen, verwickeln sich in die ungeheuerlichsten Widersprüche und schlagen der heiligen Schrift ins Angesicht. Es ist wahr, wenn man in der Person Jesu Christi noch eine andre Natur, als die menschliche sehen will, muss man an Wunder glauben; allein wenn man die göttliche Natur in Jesu

Christo leugnet, muss man – nicht nur auch an Wunder, sondern gradezu an Monstrositäten glauben. Das Wunder werden wir nicht los, es verfolgt uns so oder so, wir mögen glauben oder nicht, nur mit dem bemerkenswerten Unterschiede: das Wunder der Gottheit Jesu Christi ist zwar über die Vernunft, aber nicht gegen die Vernunft; das Wunder dagegen, welches herauskommt, wenn die Gottheit Jesu geleugnet wird, nämlich dass von einem Menschen, der sich selber göttliche Würde beigelegt hat und sie doch nicht gehabt hätte, also von einem Schwärmer oder Betrüger, die zweitausendjährigen enormen Wirkungen ausgegangen sind, die die Weltgeschichte und die Gegenwart bezeugt, dies Wunder ist ein Monstrum, nicht bloß über, sondern gegen die Vernunft. Es ist gradezu etwas Ungeheuerliches, an Wahnsinn Streifendes, den Riesenstrom der heiligen christlichen Kirche, an dessen Ufern die weltbeherrschenden Kulturvölker des Erdballs wohnen, aus der trüben Quelle einer bejammernswerten Schwärmerei oder gar eines abscheulichen Betrags abzuleiten; es ist das nichts anders, als Feuer aus dem Wasser, als Licht aus der Finsternis ableiten. Da ist es doch wahrhaftig nicht nur frömmel, sondern auch tausendmal vernünftiger, zu glauben, was Jesus Christus selber, was die Schrift, was Paulus von Jesu Christo aussagen. Paulus sagt von dem Manne Jesus, dass Gott beschlossen hat, den Kreis des Erdbodens durch ihn zu richten, also dass dieser Mann der Weltenrichter ist. Ist Jesus Christus aber das Organ des göttlichen Gerichts, so muss er selber göttlicher Natur, Gott von Gott geboren sein, wie Paulus das an andern Orten sonnenklar bezeugt: Gott hat seines eigenen Sohnes nicht verschonet, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben; Gott war in Christo und Christus ist Gott über alles gelobet in Ewigkeit. Desselbigen gleichen aber zeugen alle Apostel, dass Jesus Christus der wahrhaftige Gott ist und das ewige Leben. Vor allem aber er selber, der heilige Menschensohn, in dessen Munde nie ein Betrug erfunden ist, sondert sich von der Menschheit ab und fasst sich mit Gott zusammen als Einer, der trotz seiner menschlichen Natur doch mit Gott aufs Engste zusammengehört, nennt sich den Sohn Gottes, des Hochgelobten, und spricht bei Johannes: „Ich und der Vater sind eins“ und bei Matthäus: „Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater; und niemand kennet den Sohn, denn nur der Vater, und niemand kennet den Vater, denn nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren.“ So hat denn auch die heilige christliche Kirche vor dem Manne, der ihr Haupt ist, als vor ihrem Gotte, sich gebeugt und bekennt durch alle Jahrhunderte hindurch, dass Jesus Christus nicht bloß ist wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria geboren, sondern auch wahrhaftiger Gott, von Gott in Ewigkeit geboren, und so singt die evangelische Kirche in ihrem Reformationsliede ihm entgegen: Mit unsrer Macht ist nichts getan, wir sind gar bald verloren; es streit' für uns der rechte Mann, den Gott selbst hat erkoren. Fragst du, wer er ist? Er heißet Jesus Christ, der Herre Zebaoth, und ist kein andrer Gott, das Feld muss er behalten. Jesus Christus, so lehrt Paulus und die Schrift, ist die Wunderperson der Weltgeschichte und des Weltalls, nicht nur ein Mensch von ungeheuren Dimensionen, sondern auch mehr als ein Mensch, nämlich der Sohn Gottes in absolutem Sinn, das einzige Wesen zweier Naturen, der sündlos-menschlichen und der göttlichen Natur. Wenn ich dies Wunder fassen will, so steht mein Geist vor Ehrfurcht still. Der wunderbare Mann von Bethlehem und Golgatha aber spricht: So ihr nicht glaubet, dass ich es sei, so werdet ihr sterben in euren Sünden. Herr, wir glauben; hilf unserm Unglauben!

Dieser Jesus nun, den Paulus in Athen preist als das Wesen doppelter Natur, wird von ihm auch geschildert als der Träger eines doppelten Amtes. Indem der Apostel die Athener zur Buße und zum Glauben an ihn aufbietet, stellt er ihn hin als den Retter der Menschheit, der denen, die bußfertig an ihn glauben, Vergebung ihrer Sünden, Leben und Seligkeit schenkt; indem Paulus aber zugleich auf den jüngsten Tag hinweist,

da Christus wiederkommen werde zu richten die Lebendigen und die Toten, bezeichnet er ihn als den Richter der Menschheit. Zu retten, uns zu retten, ist der Sohn Gottes zum ersten Mal unter uns erschienen, geboren zu Bethlehem Ephrata von der Davidstochter, gesalbt mit dem heiligen Geiste und Kraft, und ist umhergezogen und hat wohlgetan und gesund gemacht alle, die vom Teufel überwältigt waren, und hat gepredigt nicht wie die Schriftgelehrten, sondern gewaltiglich, und hat gelitten für uns und ist gestorben um unsrer Sünden willen und ist auferstanden zu unsrer Gerechtigkeit. Gott hat seinen eingebornen Sohn jenes erste Mal in die Welt gesandt, nicht die Welt zu richten, sondern die Welt selig zu machen. Verloren war die Welt seit Adams Fall, verloren, wie ein Fluss verloren ist, wenn er von seiner Quelle abgeschnitten wird, wie ein Zweig verloren ist, wenn man ihn von seinem Baume trennt, wie ein Fisch verloren ist, wenn man ihn aus dem Wasser, seinem Elemente, nimmt. Gott ist die heilige Quelle, aus der das Leben der Menschheit fließt, durch die Sünde hat die Menschheit sich selbst von dieser Quelle abgeschnitten. Gott ist der heilige Baum, der den Menschen als ein Zweiglein erschaffen; durch die Sünde hat der Zweig sich selbst vom Baum gerissen. Gott ist das heilige Element, in welchem allein die Menschenseele Leben und volles Genüge hat; seit dem Sündenfall ist der Mensch nicht mehr in seinem Elemente, und ebenso wenig wie das krampfhaft zuckende auf den Strand geworfene Fische noch des Fisches Leben genannt werden kann, ebenso wenig ist alles Rennen und Laufen, alles Sichamüsieren und Sichdivertieren der Menschen ohne Gott der Menschen rechtes Leben. Das natürliche Menschenleben, wie es seit dem Sündenfall geworden ist, ist ein unnatürliches Leben, flüchtig wie der Schatten und der Wind, vergänglich wie das Wasser des Schnees, wie ein Rauch und Nebel, mühselig wie die Arbeit des Tagelöhners, unruhig wie die gepeitschte Welle des Meeres. Aus diesem Elend des von Gott abgefallenen Lebens die Menschheit zurückzubringen zur Wonne des mit Gott geeinigten Lebens, den versiegenden Strom wieder mit seiner Quelle in Verbindung zu setzen, den abgehauenen dürren Ast wieder an seiner alten Stelle in den Baum einzufügen, das sterbende, zuckende Fischlein wieder in sein Element zurückzutragen, das war das Amt, das Jesus Christus übernommen hat und als Gottmensch in der Fülle der Zeit ausgeführt hat auf Erden und noch ausführt als Gottmensch im Himmel, so lange die Zeiten des neuen Testaments währen. Indem er in den Tagen seines Fleisches Adams Ungehorsam durch seinen Gehorsam gesühnt hat, Adams Lust am verbotenen Baum durch sein bitteres Leiden am Holze des Fluchs, ist er eine Ursache zur Seligkeit für alle Adamskinder geworden, die seine Jünger werden. Indem er nach seiner Auferstehung und Himmelfahrt ins Allerheiligste zum Vater eingegangen ist, dort die Seinen vertritt mit Gebet und Fürbitte und aus den himmlischen Höhen fort und fort seinen heiligen Geist auf die Seinen sendet, die noch in den irdischen Tiefen wandern, ist er ihnen eine fortwährende Ursache der Erhaltung und Förderung im Gnadenstande. Gerettet ist die Menschheit, die ihrem Retter sich hingibt. Zu dieser Hingabe an den Retter fordert Paulus die Athener und die ganze Welt auf, indem er sagt: Gott gebeut allen Menschen an allen Enden Buße zu tun – so übersetzt Dr. Luther, den Sinn zu ändern – so heißt es wörtlich. Des gefallenen Menschen Sinn strebt seit Adams Tagen nach dem Holze der Lust, als wäre das des Lebens goldner Baum; diesen Sinn muss ändern und zu dem Holze des Fluchs, das Jesus Christus durch seine Sühne zu einem Holze des Heiles gemacht hat, muss seinen Sinn wenden ein jeglicher, der von dem Retter gerettet sein will. „Tut Buße, bekehret euch,“ diese so oft wiederholte Mahnung der Schrift, dies Eine und nichts Anderes will sie immer besagen: Ändert euren Sinn, dass euch der Baum, den Adam so lustig fand, zu einem Holz des Fluches werde, dass euch der Baum, an dem Christus so leidvoll hing, zu einem Holz des Heiles werde. Christus am Kreuz, der gekreuzigte Christus der Retter der Menschheit – wem das nicht in den Sinn

will, ist unbekehrt; wer dafür Sinn hat, ist bekehrt oder doch auf dem Wege der Bekehrung.

Zu richten, die Lebendigen und die Toten zu richten, wird Jesus Christus wiederkommen, wenn das Ende da ist, wenn der Tag erscheint, von dem das alte Kirchenlied singt: „Zorntag, schrecklichster der Tage, der Propheten erste Sage, füllst die Welt mit Angst und Klage. Welch' ein Zittern, Welch' ein Schrecken, wenn, was Finsternisse decken, einst der Richter wird entdecken.“ Einem Manne, einem Menschen hat Gott das Weltgericht übergeben, es liegt ja etwas Tröstliches in dieser biblischen Mitteilung; da der Mann Jesus Christus versucht ward allenthalben gleichwie wir, so kann er auch Mitleid haben mit unserer Schwachheit. Dem Manne Jesus, der eben mehr ist als ein Mann, der der Gottmensch ist, hat Gott das Weltgericht übergeben, es liegt doch auch etwas Zermaltendes in diesem Schriftgedanken. Hier kann man Christi spotten und findet dabei vielleicht vielen Applaus. Hier kann man die Kirche Jesu Christi bekämpfen und empfängt dafür vielleicht Gruß und Huldigung von jubelnden Volkshaufen. Einst aber kann kein Mensch seinen Richter sich wählen, keiner entgeht diesem Jesus; wer hier seine rettende Hand verschmäht, wird dort das Gewicht seiner richtenden Hand fühlen; wer hier vor seinem Erlöser nicht hat die Knie beugen mögen in Anbetung, wird sie dort vor dem Weltenrichter beugen müssen in Zittern. Ich glaube, dass das unserm Geschlecht nicht laut genug gesagt werden kann, dass Jesus Christus nicht bloß der Retter, sondern auch der Richter ist. Aber die armen Heiden, so wirft man ein, die vor seiner ersten Erscheinung lebten oder zu denen doch auch nach seiner Erscheinung noch keine Kunde von ihm gelangt ist – es gibt ja bis auf diesen Tag viele, viele Millionen, die noch in Todesschatten wohnen; seit Jahrtausenden ist ihnen kein Evangelium erschienen, kein gnadenreicher Morgenstern – sollen denn auch sie gerichtet werden am jüngsten Tag von dem, den sie nie als Retter gekannt haben? Nun Paulus sagt ja, dass Gott die Zeiten heidnischer Unwissenheit übersehe, das ist, dass Gott die heidnische Unwissenheit als solche nicht strafen wolle; und wenn wir mit dieser apostolischen Aussage die beiden andern Schriftstellen zusammenhalten: „Gott will, dass allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen“ und „Es ist in keinem andern Heil, als in Jesu Christo,“ so ist ganz klar, dass vor dem letzten Tage dieser Welt auch denen, die gestorben sind ohne Kunde von Christo, irgendwie und irgendwo Gelegenheit gegeben sein wird, das Evangelium zu vernehmen und sich für oder wider Christum zu entscheiden, so dass beim Weltgericht dann auch die Heiden von Christo gerichtet werden nach ihrem Verhalten zu ihm. Doch zerbrechen wir uns nicht den Kopf über Dinge, die dem großen Gott anheimgestellt bleiben müssen, denken wir nur an uns selber; wir haben das Wort von Christo gehört, hundertmal auf Erden gehört, und so wir es annehmen, ob wir es ablehnen, danach werden wir gerichtet werden. Denn wer da glaubet und getauft wird, wird selig werden, wer aber nicht glaubet, der wird verdammet werden. „Richter der gerechten Rache, schenke Nachsicht meiner Sache, eh' ich zum Gericht erwache! Mein Gebet gilt zwar nicht teuer, doch Du Gnadenvoller, Treuer, rette mich vom ew'gen Feuer. Allen Jammer von mir wende, nimm mich auf in Deine Hände, mach' es wohl mit mir am Ende!“

Womit legitimiert sich denn nun aber Jesus Christus als der von Gott verordnete Heiland und Richter der Welt? Es könnte ja vom Glauben oder Nichtglauben an den Gottmenschen nicht so Ungeheures, unser ewiges Los unwiderruflich Bestimmendes abhängig gemacht sein, wenn dieser Gottmensch nicht klar und deutlich für die Menschheit und die Menschenseele als der einzige Retter und als der einzige Richter beglaubigt wäre. Gott hält, sagt Paulus, jedermann den Glauben vor, nachdem er

Jesum von den Toten auferweckt hat. Damit nennt der Apostel die eine große Beglaubigung Jesu Christi, die äußere; wir wissen aus der Schrift und aus der Erfahrung, dass es noch eine zweite, eine inwendige Beglaubigung Christi gibt.

Die Auferstehung Christi von den Toten und alles, was aus ihr gefolgt ist, ist die erste göttliche Legitimation des Heilandes. Wäre der Heiland im Grabe liegen geblieben, ein Toter, eine Beute der Verwesung, dann wäre nicht Er nur tot, dann wäre längst alles tot, was Mensch heißt, und das Universum würde widerhallen von dem Hohnlachen der Teufel und von dem Weinen der Engel Gottes. Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, er wäre dann nicht zum Eckstein geworden, sondern er wäre dann auch von Gott verworfen, und der Bau der christlichen Kirche als der großen Rettungshalle für gläubige Sünder wäre unmöglich gewesen. Mit Recht schreibt Paulus an die Korinther: „Ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel, so seid ihr noch in euren Sünden, so sind auch die, die in Christo entschlafen sind, verloren; hoffen wir allein in diesem Leben auf Christum, so sind wir die elendesten unter allen Menschen.“ Aber Christus ist auferstanden; gelobt sei Gott, Christus ist nicht im Grabe geblieben, der Heilige Gottes hat die Verwesung nicht gesehen, sondern hat am dritten Tage des Todes Schloss und Tür zerbrochen und ist kräftiglich erwiesen ein Sohn Gottes, seit der Zeit er auferstanden ist von den Toten. „Vivit,“ das heißt „Er lebt,“ das war das Wort, an dem der selige Gottesmann Dr. Luther allezeit sich tröstete und ergötzte, wenn ihn zu seinen Zeiten Traurigkeit und Anfechtung umging; „Vivit! Vivit!“ das schrieb er oft mit Kreide vor sich auf den Tisch, ja an alle Türen und Wände. „Vivit! Christus ist auferstanden und lebt!“ das mögen wir uns auch in diesen unsern Zeiten an Tisch und Türen schreiben zum Trost wider die Nöte dieser Tage. In einem kleinen Winkel der Erde zwar und selbst da nicht vor großem Volke, sondern in der Einsamkeit und Stille des Frühmorgens ist die Auferstehung Jesu Christi geschehen; aber was Er als Auferstandener getan, gewirkt und geschafft hat, das ist vor aller Augen. Dass die kleine Herde der Jünger, die sich beim Tode des Meisters mutlos zerstreute, vom dritten Tage an sich wieder mutvoll sammelte, dass sie hinausging in alle Welt und lehrte alle Völker und taufte sie im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes; dass sich die Jüngerschaft des Herrn Jesu zur christlichen Kirche ausbildete und aus dem Senfkorn der Zwölfe der Riesenbaum der Millionen geworden ist; dass der dritte Tag nach Christi Tode, den er selbst als seinen Auferstehungstag vorher bezeichnet hatte, der allgemeine Feiertag all' dieser Millionen geworden ist; dass was Schönes, Großes, Gutes, Ideales in den letzten zweitausend Jahren aus dieser Erde erschienen ist, unter denen erschienen ist, die auf Jesu Namen getauft sind und unter den Einflüssen seiner Kirche leben, während die außerchristlichen und widerchristlichen Völker all' überall in Verfall und Barbarei geraten sind; dass trotz aller Angriffe von außen, trotz aller Verderbnisse im Innern die Kirche Jesu Christi sich immer wieder in seinem heiligen Geiste reformiert hat: das alles und alles Ähnliche liefert den tausendfachen Beweis, dass Jesus Christus mitnichten tot geblieben ist, sondern dass er am dritten Tage von den Toten auferstanden ist und lebt. Von allen Tatsachen der Weltgeschichte ist keine einzige so stark bezeugt, als die Auferweckung des Sohnes durch die Herrlichkeit des Vaters; und mit viel größerem Rechte, als man diese Tatsache leugnet, könnte man leugnen, dass je auf Erden Männer wie Friedrich der Große und Napoleon gelebt haben. Selbst Geschichtsforscher, die durchaus nicht in den Reihen der Offenbarungsgläubigen stehen, anerkennen die Auferstehung Christi als unumstößliche Tatsache, und einer von ihnen sagt: Die Auferstehung Christi ist eine Tatsache so gut, als dass die Sonne bei hellem Tage am Himmel stehen muss.

Aber freilich wer sich absichtlich die Augen zuhält, der sieht die Sonne nicht, und wenn sie noch so hell scheint. Gegen die Klarheit Jesu Christi halten sich Tausende die Augen zu, warum? weil sie fühlen, dass, wenn das wahr ist, was Schrift und Kirche von der Herrlichkeit Jesu Christi lehren, einer Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, dass dann ihr Traumleben, ihr Weltleben, ihr physisches oder geistliches Schwelgen in den verbotenen Früchten bloßgelegt ist in seiner ganzen Nichtigkeit und Jämmerlichkeit. „Wer Arges tut, der hasset das Licht und kommt nicht an das Licht, auf dass seine Werke nicht gestraft werden,“ so urteilt der Herr selbst, der Herzenskündiger, und gibt uns damit das Recht, den stolzen Bestreitern der Auferstehung Jesu Christi die Maske abzunehmen und ihnen zuzurufen: Redet doch nicht von eurem scharfen Verstande, eurer großen Wissenschaft, eurem hellen Blick, mit denen der Glaube an einen aus dem Grabe auferstandenen Mann unverträglich sei; seid doch bloß ehrliche Leute und gesteht es euch und andern, dass ihr nicht lassen wollt, nicht lassen mögt von dem verbotnen Baum und seinen süßen Früchten und dass ihr aus diesem praktischen Grunde Christi Kreuz abweist, das andere sind Redensarten; es hat ja auch, wie ihr selber wissen müsst; zu allen Zeiten Leute gegeben und gibt's noch heute, viel scharfblickender als ihr, viel wissenschaftlicher, viel gebildeter und beteten doch: Christe, Du Lamm Gottes, der Du trägst die Sünde der Welt, erbarme Dich unser! Es ist nie und nimmer die gelehrte und gewissenhafte Geschichtsforschung und Weltanschauung gewesen, die die Tatsache der Auferstehung Jesu Christi in Abrede gestellt hat, sondern überall und immer der alte Adam, der, nachdem er das Paradies verloren, sich um so krampfhafter an die Bäume anklammert, die ihm aus dieser Erde aus der verbotenen Frucht aufgeblüht sind. Sie wollen nicht sehen, sie schließen die Fensterläden am hellen Tage, darum sehen sie nicht.

Und doch viel heller und viel weiter noch, als die Sonne, scheint die Herrlichkeit Jesu Christi und scheint auch dahinein, wo keine Fensterläden schützen und kein Zuhalten hilft, in die Tiefen des menschlichen Gemüts. Es gibt eine inwendige Legitimation Jesu Christi als des Retters und Richters der Menschheit, die Gott durch seinen heiligen Geist jedem in die Seele schreibt mit unauslöschlichen Lettern, die die Seele noch mit hinüber nimmt in jene Welt, sei es in den Himmel, sei es in die Hölle. Das Wort des alten Kirchenlehrers Tertullian: „Die Menschenseele ist von Natur eine Christin,“ ist eines der allertiefsten Worte, das je ein Menschenmund ausgesprochen hat, ist ein Wort, das in der Bibel stehen könnte, und es steht auch in der Bibel nur mit andern Buchstaben, es ist das Wort Jesu Christi selber, da er sagt: Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme! Soviel durch den Sündenfall verloren ist, die Anlage der Menschenseele auf den Sohn Gottes ist nicht verloren, sondern hat sich als Gegenstück der Erbsünde von Vater auf Kind, von Geschlecht auf Geschlecht vererbt. Es liegt in dem Namen Jesu für jedes unbefangene Gemüt ein unwiderstehliches Ergreifen. Als der heidnische Grönländer Kajarnak von seinem Missionar die Geschichte des sühnenden Seelenleidens Jesu Christi hörte, heimelte dieselbe ihn in tiefster Seele an, und er rief wie träumend: „Wie war das? Erzähle mir das noch einmal! Ich möchte auch gerne selig werden!“ „Andres,“ ruft der gute Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote, aus, nachdem er seinem Freunde den großen Nothelfer, wie die Bibel den Herrn Christum darstellt, vor die Augen gemalt hat, „Andres, hast du je etwas Ähnliches gehört, und fallen dir nicht die Hände am Leibe nieder; man könnte sich für die bloße Idee eines Erlösers wohl brandmarken und rädern lassen, und wem es einfällt, darüber zu spotten und zu lachen, der muss nicht bei Sinnen sein. Wer das Herz auf der rechten Stelle hat, der liegt im Staube und jubelt und betet an.“ Jesus Christus, das ist nicht ein Name, wie andre Namen, sondern der Name, der über alle Namen ist; das ist der Name, der des Menschen innerstes Bedürfnis, sein geheimstes Ahnen, sein tiefstes Sehnen stillt und füllt.

Man kann sich über sein eignes tiefes Sehnen hinwegsetzen, ja das kann man; man kann über alle Ahnungen der Seele tagtäglich zur Tagesordnung übergehn, ja, das kann man. O der Mensch ist frei, und wär er in Ketten geboren, ist so frei, dass er gegen sein besseres Selbst wüten und dem Teufel folgen kann durch alle Lust und allen Zweifel und Frevel der Welt bis in die ewige Qual. Aber das inwendige Zeugnis los werden: „Jesus ist doch der Christ,“ das kann der Mensch nicht; und auch der ärgste Feind des Herrn wird noch in der Hölle mit dem kaiserlichen Apostaten Julian bekennen müssen ewig und immer, immer und ewig: Du hast gesiegt, Galiläer!

Jesus Christus, der Gottmensch, hat zweierlei Natur, zweierlei Amt und zweierlei Beglaubigung. Es gibt auch zweierlei Weisen, ihn zu kennen und anzubeten, nämlich hier im Glauben und dort im Schauen. O der Wonne aller Wonnen, auf dieser armen Erde an den Heiland der Welt zu glauben und, von seiner bleichen Schönheit hingenommen, unter Freudentränen zu jauchzen: „Du wirst mir schöner, schöner, immer schöner, mein hochgelobter, heißgeliebter Herr! Dein Wunderbild, o heiliger Versöhner, fasst mich von Jahr zu Jahr gewaltiger! Die Gnadenfäden, die mich weiland zogen, verdichten sich zu Seilen, stark und fest; aus Tropfen süßen Heiles werden Wogen, in die mein Leben sich hinunterlässt!“ Was aber wird das für Wonne sein, droben im Lichte ihn zu schauen, wie er ist, ihn zu erkennen, gleichwie wir erkannt sind, seine verklärte Hand zu fassen, ihm in die Augen zu sehn! Mein Herr und Gott, wie tief geht's hier hinab, wie hoch gehts dort hinauf! Auch mit mir? Auch mit meinen Lieben? Jesu, stärke Deine Kinder und mache die zu Überwinder, die Du erkaufst mit Deinem Blut.

Amen

VIII.

Was Paulus mit seiner Predigt in Athen ausgerichtet hat.

Apostelgeschichte 17,32 – 34

Da sie hörten die Auferstehung der Toten, da hatten es etliche ihren Spott, etliche aber sprachen: Wir wollen dich davon weiter hören. Also ging Paulus von ihnen. Etliche Männer aber hingen ihm an und wurden gläubig; unter welchen war Dionysius, einer aus dem Rat, und ein Weib mit Namen Damaris und andere mit ihnen.

Sonntag für Sonntag wird in tausend und abertausend Kirchen und Kapellen Gottes Wort gepredigt, und auch nicht ein Wochentag geht vorüber, an welchem nicht hier oder dort die Diener am Wort bezeugeten, dass in keinem andern Heil ist und auch kein anderer Name den Menschen zur Seligkeit gegeben ist, als der Name Jesu Christi. Von all' dem Predigen nun und Predighören, was bleibt davon als reeller Lebensgewinn? Was kommt eigentlich bei dem vielen Predigen heraus?

Wenig oder nichts – so antworten die Feinde zur Linken. Es mögen für die Einfalt vergangener Zeiten, so sagen sie, die Predigten ihr Gutes gehabt haben, doch das aufgeklärte Geschlecht dieser Tage braucht sich nichts mehr vorpredigen zu lassen. Es mögen die Ahnen ihr Geld für den Bau von kostspieligen Domen und Kathedralen übrig gehabt haben, wir, so sagen diese aufgeklärten Söhne unserer Zeit, wir wissen unser Geld besser zu verwenden, wir bauen Fabriken, Paläste und Eisenbahnen. Nach der Meinung dieser Leute gibt es auf Gottes Erdboden keine überflüssigeren Personen als die Prediger des Evangeliums, kein nutzloseres Amt, als das Amt, das die Versöhnung predigt, keine törichtere Zeitverschwendung, als einen Kirchengang. Die Woche der Arbeit, wenn's nicht anders sein kann, der Sonntag dem Vergnügen, das ist die Losung dieser Leute; und als ein goldenes Zeitalter erträumen sie sich eine Zukunft der Nationen, wo kein ernster Glockenklang mehr die Lust und Last des Lebens störe, wo kein frommer Mund das heitere Geschlecht mehr mahne: Schaffet, dass ihr selig werdet mit Furcht und Zittern.

Wenig oder nichts kommt beim Predigen heraus – so sagen auch die Feinde zur Rechten. Das Volk, so sagen sie, will in der Kirche weniger hören, als vielmehr sehen, handeln, opfern. Gebt ihnen Heiligenbilder, richtet ihnen Messaltäre auf, hüllt sie in Weihrauchwolken ein, lasst sie Prozessionen machen, das lockt, das gefällt; aber mit euren Predigten predigt ihr die Leute zum Tempel hinaus, wie weiland die Königin Christine, die Tochter Gustav Adolfs, die einem evangelischen Geistlichen auf die Frage, was sie zum Austritt aus der evangelischen Kirche bewogen habe, die Antwort gab: Eure langweiligen Predigten. Bekannt ist auch das Wort des Katholiken Clemens Brentan an Sander: Es wird mit eurer Kirche nicht besser, bis ihr den Plauderkasten los seid!

Wenig oder nichts kommt beim Predigen heraus – ach im Lager des evangelischen Gläubigen selbst kann man heutzutage wohlmeinende Stimmen hören, die das behaupten. Die Predigt, so sprechen sie, ist am Verfall des Christentums mitschuldig; das ewige

Predigen hat aus dem Gottesdienst einen Menschendienst gemacht; die Kirchengänger kommen nicht verehrlich, sondern begehrllich; sie fragen nicht: Was wird heute gepredigt? sondern: Wer predigt heute?; sie rücken das Talent geistlicher Beredsamkeit und den Genuss, den dasselbe gewährt, in den Vordergrund und wähen, das bloße Predigen und Predigthören sei eine Tat, während doch nur die christliche Tat die rechte Predigt ist.

Was kommt beim Predigen heraus? Nun wenn sie auch alle Recht hätten, jene Feinde zu beiden Seiten und diese Freunde mitten im eignen Lager, wenn sie auch Recht hätten mit der Behauptung, dass die protestantische Kirchensitte des vielen Predigens wenig oder nichts einbringe: so müsste ja dennoch und trotz alledem fortgepredigt werden, weil – es der Herr befohlen hat. Also hat der Herr der Kirche zu den Säulen, die die Kirche tragen, einst gesprochen und hat dies Wort noch nie zurückgenommen: Gehet hin in alle Welt und prediget, ja prediget das Evangelium aller Kreatur. Nun der liebe Herr wird wohl am besten wissen, was uns heilsam ist, und jedenfalls müssen die Knechte tun, was der Herr gebietet. Die evangelische Kirche zumal kann und darf nicht von der Predigt lassen, die Predigt ist ihr Palladium; es ist gewiss und wahr, sagt Luther, dass nichts Lieblicheres, noch Köstlicheres ist, denn das Predigtamt in der Kirche, welches den heiligen Geist bringt, den Glauben und Gottes Erkenntnis anzündet, die Sünde tötet und tröstet in Gefahr und Trübsal. Es war echt evangelisch gedacht und geredet, wenn der Graf von Zinzendorf sagte: „Ich reise einer Kanzel wegen fünfzig Meilen weit.“ Das Predigen des Evangeliums zur Zeit und zur Unzeit ist vom Herrn geboten, ist echt evangelisch und ist auch – sehr folgenreich. Es ist eben ein bodenloser Irrtum, wenn man behauptet, beim Predigen komme nichts heraus. Ei, es kommt dabei ungeheuer viel heraus! Was? Das mögen wir von Paulus in Athen lernen.

Wir begeben uns noch einmal, zum letzten Mal im Geist nach Athen. Paulus hat die Hügelpredigt, die er den Athenern gehalten über Gott und über den Menschen und über den Gottmenschen, beendet. Die letzten Zeilen des Berichtes, den Lukas über den Aufenthalt Pauli in Athen gibt, lehren, welche Erfolge die apostolische Verkündigung in Athen gehabt hat. Wo nun das, was Paulus predigte, auch gepredigt wird von treuen Zeugen, da wird an den Herzen der Menschen auch immer ein ähnlicher Erfolg sich geltend machen. Denn wie sehr sich seit den Tagen Pauli auch alles in der Welt verändert hat, das Menschenherz ist auch unter dem modernsten Kleide noch dasselbe, das es unter dem griechischen Philosophenmantel und unter der römischen Toga war, dasselbe trotzig und verzagte Ding. Das Menschenherz pocht noch heute so ungestüm, wie vor zweitausend Jahren, jauchzt noch heute auf in des Lebens wallender Wonne, schreit noch heute auf im wilden Schmerz und bitterm Herzeleid, erbebt noch heute, wie eine zitternde Espe, wenn die eisige Hand des Todes es fasst; sehnt sich noch heute nach dem Ewigen, nach einem ewigen Gott, nach einer ewigen Versöhnung, nach einem ewigen Leben. So ist denn auch das, was sich nach der Predigt Pauli in Athen begeben, ein Spiegelbild für die Erfolge der evangelischen Predigt im Allgemeinen, und es wird daher auch unsere Gegenwart beleuchten, wenn wir dem nachdenken, was Paulus mit seiner Predigt in Athen ausgerichtet hat.

1.

Da sie hörten die Auferstehung der Toten, da hatten's etliche ihren Spott. Diese Etlichen also hat Paulus mit seiner Predigt von dem auferstandenen Christus abgestoßen. Solche Predigt war diesen Etlichen eine

ausgemachte Torheit; voll losen Spottes lachte die leichte Menge über den Barbaren und schwärmte mit lustigem Geplauder heim. Nun es geht in unsrer Zeit nach Predigten vom auferstandnen Christus namentlich in den Städten noch immer so zu: abgestoßen fühlen sich immer ihrer etliche, oft viele, abgestoßen von der Verkündigung des Heils in Jesu Christo für bußfertige Sünder; und ist der letzte Predigtton, der letzte Orgelklang verklungen, schwärmen sie heim mit spöttischen Lippen, voll stolzen Hohnes über Orthodoxie und Pietisterei, und plaudern unterwegs auf dem Heimgange von Sonnenschein und Regen, vom letzten Konzert und von der nächsten Komödie. Wie ist dem nun? Hat Paulus, mit seiner Predigt von Christo an jenen Epikuräern Athens, die sich spöttisch von ihm abwandten, nichts ausgerichtet? Richtet in unsern Tagen die Predigt und Gottes Wort nichts aus an denen, die das Wort, welches ihnen zur Seligkeit verkündigt wird, belächeln, verspotten, verwerfen? O der Schein ist ja allerdings vorhanden, der Schein, als ob Gottes Wort ohnmächtig wäre an seinen Verächtern, als ob der Unglaube der großen Menge dem Evangelium von der Sünde und der Gnade seine Ehre benähme. Aber es ist eben nur ein Schein. Gottes Wort selbst belehrt uns, dass auch da, wo es den Widerwillen und den Widerspruch der Menschen aufregt, die Predigt des Wortes nimmermehr wirkungslos ist. Es ist mit Gottes Wort gerade so wie mit Gottes lieber Sonne. Nicht nur das ist eine gottgewollte Wirkung der Sonne, dass, wo sie auf Wachs scheint, das Wachs erweicht, zergeht, zerschmilzt und zerfließt; sondern auch das ist eine gottgeordnete Wirkung der Sonne, dass, wo sie auf Schlamm scheint, sie seine Feuchtigkeit austrocknet, dass der Schlamm von der Sonnenhitze so hart wird wie ein Kieselstein. Wir haben eine merkwürdige und für unsern Zweck sehr lehrreiche Stelle in den paulinischen Briefen, eine Stelle, in welcher sich der Apostel gegen neidische Gegner verantwortet, die ihm seinen Apostelruhm entkräften wollten durch Hinweis auf die Masse von Heiden, die seine Verkündigung von dem gekreuzigten und auferstandenen Christus verschmähten. Diesen Neidern gegenüber ruft er 2. Kor. 2. aus: „Gott sei gedankt, der den Geruch der Erkenntnis Christi an uns an allen Orten offenbart. Denn wir sind Gott ein guter Geruch Christi, beide unter denen, die da selig werden, und auch unter denen, die verloren werden, diesen ein Geruch des Todes zum Tode, jenen ein Geruch des Lebens zum Leben.“ Aber wie ist das? Gott hat doch nicht bloß Einige, sondern Gott hat die Welt also geliebt, dass er seinen eingebornen Sohn gab; und er will, dass allen geholfen werde und dass sie alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen; Jesus Christus hat sich gegeben für alle zur Erlösung, dass solches zu seiner Zeit gepredigt werde – und siehe da, nun das gepredigt wird, so strömt zwar aus dieser Predigt ein Geruch aus für jedermann und duftet alle Menschen an, die auch nur einmal vom Evangelio etwas hören, wie der Geruch eines Gewürzgartens die ganze Luft durchdringt und erfüllt; aber ach, nicht für jedermann ist das ein Geruch des Lebens zum Leben, sondern für etliche, ja für einen großen Teil, ist es ein Geruch des Todes zum Tode, gleichwie man vom Geruch des Majorans und Thymians weiß, dass dieser Geruch zwar die Taube munter macht, aber den Käfer erstickt. Ja nun, das liegt denn doch eben in der Natur und Art jeder Gottesgabe, dass sie den Menschen nicht lässt, wie sie ihn findet, sondern ihn je nach seinem Verhalten, das er gegen sie einnimmt, besser macht oder – ärger. Man gebe zwei verschiedenen armen Menschen die gleiche große Summe irdischer Schätze in die Hand. Der eine wendet den Schatz gut an, dem Nächsten zur Hilfe und Gott zur Ehre, dieser Mensch ist durch den Schatz reich geworden und zwar nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich reich, denn er hat Anlass empfangen und genommen, seine Gottes- und Nächstenliebe in reichlicherem Maße, als früher zu erweisen. Der andere aber vergeudet und verschleudert den Schatz, und wenn er nun nichts mehr von demselben hat, dann ist er nicht bloß so arm, als er früher war, sondern tausendmal ärmer; denn verarmt sein ist viel ärmer,

als arm sein, das kann man an allen verarmten Gewinnern des großen Loses wahrnehmen. Das nun eben richtet die Predigt vom Gekreuzigten und Auferstandenen an denen aus, die sich von ihr abgestoßen fühlen, dass sie sie ärmer macht, als sie zuvor waren, dass sie dieselben aus dem unbefangenen Unglauben in den sich verstockenden Unglauben, aus der naiven Gottentfremdung in die bewusste, reflektierte Gottentfremdung treibt. Es wiederholt sich wer weiß wie oft, dass an denjenigen Orten, wo das Evangelium mit besonderer Lebendigkeit und Bezeugung des Geistes und der Kraft gepredigt wird, auch die Stellung für und wider das Evangelium sich am schärfsten ausprägt, ein Beweis, dass eben die lebensvolle Predigt des Kreuzes Christi zur Entschiedenheit drängt; die Einen zur entschiedenen Gläubigkeit, die Andern zum entschiedenen Unglauben. So kann man denn wahrlich nicht sagen, dass die Predigt an denen, die sie abstößt, nichts ausrichte, ach sie richtet an ihren Verächtern ein Großes aus, nämlich die Erfüllung der Weissagung Simeons: Siehe, Jesus Christus wird gesetzt zu einem Fall und Auferstehen vieler in Israel und zu einem Zeichen, dem widersprochen wird, auf dass vieler Herzen Gedanken offenbar werden.

2.

Etliche aber sprachen: Wir wollen dich davon weiter hören. Es ist in der neueren Schriftauslegung Sitte geworden, diese zweiten Etlichen in Athen mit jenen ersten, den Spöttern, auf dieselbe Linie zu stellen und zu behaupten, es wären Leute gewesen, die ebenfalls an der Predigt Pauli genug und übergenuß gehabt hätten, nur dass sie das dem Apostel in etwas höflicherer Weise, als die Ersten, zu verstehn gegeben hätten. Nun ist ja das wahr, dass es nicht bloß unhöfliche Heilsverächter gibt, die den Herolden des Herzogs der Seligkeit mit unverhaltenem Spott und Hohn entgegentreten, sondern auch höfliche Ungläubige, die dem Grundsatz huldigen, dass die Sprache dazu da sei, um die Gesinnungen zu verbergen, und demzufolge ihren inwendigen Spott hinter freundlichen und verbindlichen Redensarten verbergen. Allein so zerrüttet und verderbt wie die moderne Verkehrssprache, war die Sprache der alten Heiden doch lange nicht, und wir haben nicht das mindeste Recht, diejenigen Athener, die da sagten: „Wir wollen dich davon weiter hören“ ohne weiteres zu Heuchlern zu stempeln, die mit ihren Worten das Gegenteil von ihren Gedanken gesagt hätten. Nein, da hat sicherlich im Zeitalter der Reformation Johannes Calvin diese Leute in unserm Text richtiger beurteilt, wenn er von ihnen sagt: Damit, dass sie sprechen, wir wollen dich davon weiter hören, geben sie zu verstehn, dass sie, obwohl noch nicht völlig überzeugt, doch einigen Geschmack am Evangelio gewonnen haben, der sie reizt, der heiligen Sache noch näher auf den Grund zu gehn. Ein noch richtigeres Bild aber dürften wir von dieser zweiten Klasse von Hörern der Predigt Pauli in Athen gewinnen, wenn wir den Umstand berücksichtigen, dass Paulus gerade von dem jüngsten Gericht durch Jesum Christum predigte, als jene frivolen Spötter ihn stürmisch unterbrachen und fortzufahren verhinderten; wenn doch nun gerade in diesem Augenblick die zweiten Etlichen sagen: „Wir wollen dich davon weiter hören,“ so sind sie eben wohl gerade durch den Hinweis auf das Wiederkommen Christi zu richten die Lebendigen und die Toten bedenklich geworden, bedenklich und nachdenklich, und sie bedauern es, dass sie nicht gleich mehr von dieser hochwichtigen Angelegenheit hören können. Das aber nun erachten wir eben als einen zweiten großen Erfolg der apostolischen Verkündigung in Athen, dass sie Etliche bedenklich gemacht hat.

Ein Erfolg, den die lautere Predigt des Evangeliums zu allen Zeiten gehabt hat und, Gott sei hoch gelobt, auch noch heute hat. Gerade in unserer Zeit ist ein nicht geringes Gewicht auf diesen Erfolg der Predigt des Evangeliums zu legen, dass sie die Hörer bedenklich und nachdenklich macht. Denn ist es auch ohne Frage großartiger und gewaltiger, wenn die Predigt von der Sünde und von der Gnade, von der Sünde, die der Leute Verderben ist, und von der Gnade, die der Leute Rettung ist, wenn diese Predigt unter mit folgenden Zeichen aus der Höhe von den gesalbten Lippen eines außerordentlichen Rüstzeuges Christi strömend, tausend Herzen zugleich erschüttert, tausend Augen zugleich mit Tränen göttlicher Traurigkeit feuchtet, tausend Knie zugleich vor dem König im Dornenkranze beugt – so ist doch auch das schon etwas, wenn die Predigt von Jesu Christo auch nur ein Menschenherz zum Bedenken und Nachdenken anregt, und ist in unsern Tagen viel, in welchen die Gedankenlosigkeit auf religiösem Gebiete wie ein Fieber grassiert. Großgezogen in dem vornehmen Sichgehenlassen in sittlichen Kleinigkeiten, wie man's nennt, hat der vornehme Herr die Lüge, die den Gott des Lichtes und der Wahrheit beleidigende Lüge nie empfunden, die darin liegt, dass er, wenn er nicht in der Stimmung ist zu empfangen, sich einfach durch seine Diener verleugnen lässt; nun hört er in der Kirche, „dass das der Herr oder die Frau ist nicht zu Hause,“ wenn sie doch zu Hause sind, eine doppelte himmelschreiende Sünde ist, nämlich erstens eine Lüge und zweitens eine Verleitung zur Lüge; er fühlt sich getroffen, er wird bedenklich, er wird nachdenklich – ja, das ist immerhin schon etwas, es steht zu hoffen, dass der betreffende Herr in diesem Punkte bei sich zu Hause eine kleine Reformation vornimmt. Oder es hat Einer dahingelebt in der trivialen Anschauung, dass mit der modernen Kultur der Glaube an die Wunder und Wunden Christi sich nicht reime; er hat es Jahre lang gewissen Leuten, die den Mund sehr voll nehmen, gedankenlos nachgesprochen, dass das Christentum eine fromme Theorie vergangener Zeiten sei, die zum gegenwärtigen wirklichen Leben mit seiner Industrie, Politik, Kunst, Wissenschaft und Geselligkeit nicht mehr passe; und es hört dann so ein guter Freund irgendwann einmal in einer Predigt, dass zwar allerdings die halbe Bildung von Christo, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, abführe, die ganze Bildung aber zu ihm hinführe; und er wird bedenklich und kommt in's Nachdenken und kommt am Ende auf die richtige Idee, dass das große Geschrei, das sich in unsern Tagen gegen das Evangelium erhebt, nicht aus der Bildung dieses Geschlechtes stammt, sondern aus seiner Sinnlichkeit – ja, das ist auch etwas, das kann den guten Freund allmählich vorwärts bringen und nicht nur vorwärts, sondern auch aufwärts. Oder du selbst, mein unbekannter Leser, hast allerlei Trübsal im Leben und klagst und murrst und meinst, Gott behandle andre Leute wie verzogene Schoßkinder und dich wie ein armes Aschenbrödel und gehst immer mit einer betrübten Märtyrermiene umher, die ungefähr so viel sagen will, als: Ist auch ein Kreuz so schwer, als mein Kreuz? und da predigt dir nun dies Büchlein, das du in deinen Händen hast, eben jetzt den alten Satz deines Heilandes, du kannst ihn dir ja in deiner Bibel nachschlagen, er steht Ev. Lukas 14,27: „Wer nicht sein Kreuz trägt und mir nachfolgt, der kann nicht mein Jünger sein;“ und siehe du liest den Satz noch einmal und zum andern Mal und sinnest und denkst darüber und bleibst haften an dem Gedanken, dass das Tragen besser, evangelischer und vernünftiger ist als das Klagen, und wirst so aus einem Kläger ein Träger, und machst obendrein dann die Erfahrung, dass das Tragen mit Christo seliger ist, als das Klagen ohne Christus – ja das wäre auch etwas, das wäre viel, und wenn dieses Büchlein auch nur diesen Einen Erfolg an dir Einem hätte, dann wäre es nimmermehr vergebens geschrieben. In Summa es ist der Erfolg der Verkündigung des Evangeliums, der mündlichen wie der schriftlichen, nicht gering anzuschlagen, wenn auch nur Ein Wort davon bei Einem haften bleibt; denn ein wenig Sauerteig durchsäuert allmählich den

ganzen Teig. Beugen wir uns im allertiefsten Ernste unter Gottes heilige Gerichte, und wir sehen, wie viele unsrer Zeitgenossen den Spinnen gleich aus den Blumen des Evangeliums nur Gift saugen: sehnen wir uns mit aller Sehnsucht unsrer Seelen danach, dass recht viele Kinder dieser Zeit den Bienen gleich aus den Blumen der Schrift süßen Honig saugen mögen; indessen aber sei auch das schon uns eine herzliche Freude, wenn wir Menschenseelen wahrnehmen, die aus den biblischen Blüten weder Gift, noch Honig saugen, aber doch von dem Wohlgeruch derselben sich so sehr angezogen fühlen, dass sie immer wieder zur Predigt kommen und nach der Predigt von Christo sprechen: Wir wollen das nächste Mal dich weiter davon hören. Wer das Kleine nicht ehrt, ist des Großen nicht wert, und wer weiß? viele kleiner Erfolge des Evangeliums sind am Ende nicht weniger wichtig, als ein großer.

3.

Es hat ja aber Paulus in Athen, wir kehren noch einmal zu ihm zurück, doch auch Einen großen Erfolg seiner Predigt aufzuweisen. Also ging Paulus von ihnen, so schreibt Lukas am Ende seines Berichtes über die atheniensische Mission und sagt abschließend: etliche Männer aber hingen ihm an und wurden gläubig, unter welchen war Dionysius, einer aus dem Rat, und ein Weib mit Namen Damaris und andere mit ihnen. Da wird uns denn das Schönste und Größte genannt, das Paulus in Athen mit seiner Predigt in der Kraft des Herrn ausgerichtet hat. Wenn er die Einen abgestoßen und die Andern bedenklich gemacht hat, so hat er doch auch Etliche zum Glauben gebracht.

Dionysius und Damaris – wer kennt diese beiden griechischen Namen in der Welt unter denen, die das klassische Altertum studieren und begeisterter Bewunderung voll Athen und Griechenland als Stätten der Kunst und Wissenschaft preisen? Andre griechische Namen klingen gefeiert und gepriesen durch die Jahrtausende, der liederreiche Homeros mit dem Lorbeerkranz im Silberhaar, der göttliche Plato, Griechenlands tief sinniger Prophet, der große Alexander, der Jüngling unter den Eroberern der Erde – aber Dionysius und Damaris, wer kennt sie, wer nennt sie in der Welt? Die Kinder dieser Welt, die nur Augen haben für die stolzen Rosen, die man an's Fenster stellt, kennen und nennen sie nicht, aber wohl die Kinder Gottes, die Augen haben auch für das bescheidene Vergissmeinnicht am Wiesenbach; sie kennen und nennen Dionysius und Damaris als die beiden frommen Seelen Athens, die dem Wort der Predigt Pauli alsbald gehorsam wurden und sich von dem griechischen Unwesen zu dem christlichen Wesen bekehrten und so die Siegesbeute bildeten, die der Mann von Tarsus in Athen für seinen Herrn und Heiland davon trug. Dionysius war einer der Männer des atheniensischen Rats, ein Ratsherr, ein Areopagit, also ein vornehmer Mann; man erzählt von diesem Edlen, dass er späterhin als Bischof von Athen die Märtyrerkrone davon getragen habe. Die Legende dichtet diesem Besitzer des höchsten Gerichtshofes von Athen noch allerlei Besonderes an, wir lassen das dahingestellt sein; aber wir jubeln, dass wenn nicht viele Weise und Edle nach dem Fleisch dem Rufe Christi folgen, so doch immer etliche unter ihnen die Wiedergeburt höher schätzen, als die vornehme Geburt. Ob auch Damaris zur vornehmen Gesellschaft Athens gehört hat, wie Einige meinen, wissen wir nicht, vielleicht hat Lukas sie gerade deswegen neben dem edlen Ratsherrn namhaft gemacht, weil ungelehrte Frauen und gelehrte Männer zu derselben Weisheit und demselben Adel gelangen, wenn sie das Heil in Christo mit demselben Glauben ergreifen. Mit diesen beiden waren noch etliche andere in Athen, die gläubig wurden; es wurde also ein kleines Häuflein von

Gläubigen in Athen gesammelt; und Paulus konnte getrost von dannen ziehn, er hatte durch sein Wort etliche zum Glauben gebracht.

Nun, Gott sei Dank, auch diesen dritten Predigerfolg gibt der Herr zu unsern Zeiten noch, sowohl draußen auf den Gebieten der heiligen Mission, als drinnen im Bereich der Christenheit. Man hört zwar öfters Stimmen, die da vorgeben, die verhältnismäßig großen Kosten, die die Ausrüstung, Aussendung und Besoldung der Missionare verursachen, würden durchaus nicht ausgeglichen durch das, was die Missionare unter den Heidenvölkern erreichten; denn statt dass sie Völker bekehrten, hätten sie schließlich immer nur einige wenige Seelen aufzuweisen, die im Geist und in der Wahrheit sich auf ihr Wort zum Herrn Christus bekehrt hätten. Aber einmal hat eine einzige Menschenseele einen unendlichen Wert, und wer auch nur eine einzige Seele aus der Finsternis zum Lichte bringt, hat darum mehr erobert, als ein Welteroberer; und sodann steht eben auch nirgends in der Bibel geschrieben, dass der Glaube jedermanns Ding sei, sondern es steht nur geschrieben, dass das Evangelium allen Völkern gepredigt werden soll zu einem Zeugnis über sie, aber dass immer von vielen, die berufen werden, nur wenige auserwählt sind. Wenige, etliche hat doch aber jeder geistgesalbte Missionar schließlich aufzuweisen als Siegesbeute, und mancher Herold des Herrn unter den Heiden hat doch auch reichere Garben gesammelt. Wie viel die Knechte des Herrn, die da ausgezogen sind zur Rettung der Verlorenen jenseits des Ozeans, wie viel sie gewinnen, das sei dem Herrn befohlen: „alle Knechte können gleiche Gaben, alle Sterne gleichen Glanz nicht haben; Eines fragt der Meister, dass man treu über dem gegebenen Pfunde sei,“ und wo treue Knechte predigen unter den Heiden, da werden sie doch immer auch etliche Seelen dem Herrn gewinnen, wie Paulus in Athen. Dasselbe gilt von der Predigt des Evangeliums mitten in der Christenheit, nur dass hier noch Eines hinzukommt: wo unter uns das Wort Gottes lauter und rein gepredigt wird, da führt es nicht nur immer etliche, oft viele zum Glauben, sondern es stärkt und erhält auch im Glauben diejenigen, die schon zum Glauben hindurchgedrungen sind, dass sie am Tage der Wiederkunft Jesu Christi mit Freuden vor ihrem Herrn und Heiland stehn und das Erbe empfangen unter seinen Auserwählten. Die ganze, große triumphierende Gemeinde, die einst die neue Erde in Einigkeit besitzen wird, sie wird ein einziger großer Lobebrief sein der treuen Zeugen, durch deren Predigt sie dem Herrn gesammelt ist; und wenn aller andere Ruhm längst erbleicht ist, werden die Lehrer noch leuchten, wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit gewiesen haben, wie die Sterne immer und ewiglich. Wie die Sterne, denn die Sonne ist Jesus Christus, demselben sei Ehre in Ewigkeit.

So stehen wir denn nun am Schluss unserer achtmaligen Betrachtung des Aufenthaltes Pauli in Athen. Wir betrachteten, wie Paulus in Athen einzog mit einem Glauben, der scharfe Augen hatte, mit einer Liebe, die stammende Gefühle hatte, mit einer Hoffnung, die beredte Lippen hatte. Wir haben dann Paulus den Philosophen Athens gegenüber ins Auge gefasst nach der Stellung, die er zu ihnen, die sie zu ihm eingenommen. Die Neugier eine Athenerkrankheit beschäftigte uns sodann, wie sie auftritt, wie gefährlich sie ist und wie sie geheilt wird. Götterfurcht und Gottesfurcht bildete sodann den Gegenstand unseres Nachdenkens, und wir erkannten: wo die Gottesfurcht fehlt, da blüht die Götterfurcht; wo die Götterfurcht blüht, da schreit die Seele nach Gott; wo die Seele nach Gott schreit, da kann nur das Evangelium helfen. Wir versenkten uns dann in die paulinische Hügelpredigt nach ihren drei Teilen, wie sie handelt von dem großen Gott, dem Schöpfer und Herrn der Welt; von der Menschheit einer Familie, einer einzigen Familie, einer verarmten Familie, einer Familie, die eine große Zukunft hat; von dem

Gottmenschen nach seiner doppelten Natur, seinem doppelten Amt und seiner doppelten Beglaubigung. Das Ende ist nun gewesen, dass wir betrachtet haben, was Paulus mit seiner Predigt in Athen ausgerichtet hat, wie er etliche abgestoßen, etliche bedenklich gemacht und etliche zum Glauben geführt hat.

Und nun sei der freundliche Leser dem großen Gott und dem Worte seiner Gnade befohlen. Gott mache uns sein Wort immer länger und breiter, immer tiefer und höher und wecke und stärke und mehre unsern Glauben an das Wort. Wer Gottes Wort hat, hat genug.

Amen